



zur debatte

5/2019

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



© KNA / Foto: Andreas Kühnken

© Bischöfliche Pressestelle
Bistum Passau

© Universität Regensburg



2
Prof. Dr. Hubert Wolf zeigt Reformansätze aus historischer Perspektive

6
Prof. Dr. Daniel Bogner fordert eine neue Kirchenverfassung

13
Die kirchliche Situation in den USA ist das Thema von Prof. Dr. Schärtl-Trendel

23
Prof. Dr. Ulrich Berner erzählt über antike Mythen in der Religionsgeschichte

4
Prof. Dr. Johanna Rahner liefert 14 Thesen über den Beitrag der Dogmatik zur Reformdebatte

12
Der Passauer Bischof Dr. Stefan Oster fragt nach dem richtigen Weg für die Kirche

17
Einen Aufbruch im Neuen Testament sieht Prof. Dr. Thomas Söding

28
Die Geburt der Oper mit Monteverdis „Orfeo“ beschreibt PD Dr. Ulrike Kienzle

Die Rückkehr der Reformdebatte

Eine Denkwerkstatt über die Zukunft der Kirche



Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer unserer Denkwerkstatt wirkten aktiv mit: sie diskutierten und stellten

Fragen, formulierten Thesen und äußerten ihre Meinung durch Abstimmungen.

Sexualmoral und Zölibat, Demokratie und Amtsverständnis, Machtstrukturen und Geschlechtergerechtigkeit ... Seit klar ist, dass der Missbrauch in der Kirche auch systemische Ursachen hat, wird wieder leidenschaftlich über strukturelle Reformen diskutiert. Für viele bestätigt sich ihr alter Ruf nach Veränderung.

Andere gemahnen zur Vorsicht und warnen davor, kostbare Traditionen vorschnell aufzugeben, deren ursächlicher Zusammenhang mit der Krise umstritten ist. Am 23. Juli 2019 brachte unsere kirchenpolitische „Denkwerkstatt“ unterschiedlichste Ideen und Argumente auf den Tisch und ins Gespräch:

Drei hochkarätige Theolog(inn)en stellten ihre Reform-Ansätze zur Diskussion. Rund 130 Personen nahmen sich fast sechs Stunden Zeit, um darüber im Plenum und in Kleingruppen an Tischen bei Wein und Brot intensiv zu debattieren. Gerahmt wurde dieser Prozess durch Abendlob, Abendessen und Komplet.

Wir dokumentieren im Folgenden die Impulsreferate und Auszüge aus der Podiumsdiskussion, möchten aber auch möglichst viele Stimmen zu Wort kommen lassen, die sich über unsere Online-Umfrage im Vorfeld, am Abend per SMS oder in Form von Thesen der Tischgruppen in die Debatte eingebracht haben.

Methodische Auswertung

Mit ihrer Veranstaltung „Die Rückkehr der Reformdebatte“ hat die Katholische Akademie in Bayern methodisches Neuland betreten: Auf Kurzvorträge über unterschiedliche Denkansätze (Runde 1) folgte eine Podiumsdiskussion zu verschiedenen Reformthemen (Runde 2). Im Zentrum stand eine Runde mit Tischgesprächen bei Wein und Brot (Runde 3), gefolgt von einer Aussprache über die dort entstandenen „Thesen“ im Plenum (Runde 4). Für jede Runde war eine Stunde Zeit anberaumt. Von der Vesper zur Komplet dauerte der Abend fast sechs Stunden. Aus dem Verlauf und den Rückmeldungen haben wir nun Bilanz gezogen.

1. Die Grundidee des neuen Formats einer „Denkwerkstatt“ (die Begegnung von 130 Personen mit Impulsen durch Referent(inn)en und Raum für Gespräche in kleiner Runde) hat sich bewährt – inklusive seiner liturgischen und kulinarischen Rahmung.

2. Die lange Dauer hat manche Teilnehmende ermüdet. Es ist zu überlegen, ob nicht die ersten beiden Runden zusammengefasst oder alle Runden auf eine Dreiviertelstunde begrenzt werden können, um die Veranstaltung insgesamt um ca. eine Stunde zu straffen.

3. Besonders die Möglichkeit, am Tisch auch eine Weile mit Referenten zu diskutieren, kam beiderseits sehr gut an. Die aufwändige (Über-) Organisation und Taktung dieser Begegnungen darf wohl beim nächsten Mal entfallen.

4. Die Methoden der Partizipation von der Online-Umfrage über SMS-Beteiligung im Saal bis zu den Stimmkarten für Meinungsbilder haben sich bewährt. Die strukturierte Wahrnehmung der übrigen Teilnehmenden und ihrer Meinungen tut dem Diskussionsklima gut.

5. Nicht ganz aufgegangen ist unsere Vermutung, bei der Vorstellung von drei Reformansätzen werde sich eine starke kritische Gegenstimme aus dem Publikum erheben. Die große Einmütigkeit bei den Stimmungsbildern hat uns sehr überrascht. Hier wäre wohl künftig darauf zu achten, dass sich das ganze Spektrum einer Debatte auch schon auf dem Podium abbildet.

6. In Summe ergibt sich, dass wir das Experiment als weit überwiegend glücklich bewerten und den beschrittenen Weg zur Etablierung eines Formates mit weitreichenden Möglichkeiten zur Partizipation weitergehen. Für den Sommer 2020 ist die nächste „Denkwerkstatt“ in Planung.

PD Dr. Achim Budde,
Akademiedirektor

Es war halt immer schon so. Reformansätze aus historischer Perspektive

Hubert Wolf

I.

Wie es sich für einen anständigen Schwaben gehört, beginne ich mit einem schwäbischen Satz. Er stammt von einem Bischof: „I tät ja scho gern, aber es war halt immer scho so.“ Wenn Sie den Satz nicht verstanden haben, übersetze ich ihn gerne: „Ich würde ja gerne etwas verändern in der Kirche, aber weil es immer schon so war, kann ich nichts verändern.“ Das ist ein typischer Satz der Reformverweigerer.

Dieser Satz ist natürlich eine Steilvorlage für den Historiker, denn es wird ausdrücklich auf die Geschichte verwiesen: „Es war immer schon so.“ Die Geschichte wird als Kronzeugin dafür angeführt, dass man in der Kirche nichts verändern kann. Dahinter steht eine neuscholastisch-ahistorische Ekklesiologie, die darauf hinausläuft, dass Jesus Christus die Kirche so gestiftet hat, wie sie heute ist. Und genau das mussten alle Geistlichen von 1910 bis 1967 im sogenannten Antimodernisteneid schwören.

Jesus Christus hat die Kirche so gestiftet, wie sie heute ist, mit dem Papst, allen Kardinälen, den Bischöfen, den Klöstern, den Gemeinden, den Geistlichen und Laien, dem Zölibat ... und so weiter. Diese Behauptung hält einer historischen Überprüfung nicht stand. Mehr noch: Sie widerspricht auch der Lehre von der Inkarnation: Denn wenn Gott sich in Jesus Christus auf die Geschichte eingelassen hat, dann gilt das Prinzip der Geschichtlichkeit auch in der Kirche. Und dann gilt auch das Prinzip der Entwicklung für die Kirche. Fakt ist: Verfassung und Lehre der Kirche haben sich immer wieder verändert und weiterentwickelt.

Kommen wir zu einem weiteren Argument in der Reformdebatte. Gegen eine mögliche Reform oder mögliche Reformen wird gerne angeführt, dass eine Reform in Amazonien oder hier in München die Einheit der Kirche zerstören würde. Also: Wenn in Bayern irgendetwas verändert würde, was zum Beispiel wir in Württemberg nicht genauso machen würden, dann zerstöre das die Einheit der deutschen Kirche. Genau das widerspricht aber dem historischen Befund fundamental, denn die katholische Kirche zeichnete sich in ihrer Geschichte gerade durch Pluriformität aus. Nicht zuletzt deshalb bedeutet „katholon“, katholisch sein, gemäß dem Ganzen – und nicht gemäß der einen Richtung, fundamentalistisch eng. Es gab und gibt in der Geschichte der Kirche gleichzeitig jeweils ganz unterschiedliche Antworten auf die Fragen der Zeit und vor Ort, und zwar sowohl in synchroner wie in diachroner Perspektive.

II.

Zunächst zur synchronen Perspektive, die ich am Beispiel Bußverständnis verdeutlichen möchte. In der alten Kirche konnte man nur ein einziges Mal das Sakrament der Buße in Anspruch nehmen. Der Pönitent musste öffentlich vor der Gemeinde seine Sünden bekennen, wurde exkommuniziert und bekam dann Bußleistungen auferlegt, die er abzuleisten hatte. Nach einem Jahr, manchmal auch erst nach zwei Jahren, wurde er oder sie schrittweise wieder in



© KNA / Foto: Andreas Kühlken

Prof. Dr. Hubert Wolf, Lehrstuhl für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte an der Universität Münster

die Gemeinde aufgenommen. Aber das ging nur einmal im Leben. Und das führte dazu, dass man den Empfang des Bußsakraments möglichst weit nach hinten schob – was ja, wenn wir nur einen kleinen Moment überlegen, wie wir selbst so sind, durchaus verständlich war. Denn nur einmal rückfällig werden, nur einmal eine Sünde begehen, dann war es aus, das ewige Seelenheil war für immer verloren.

Dann aber bringen die iroschottischen Mönche und Nonnen im 6. oder 7. Jahrhundert ein ganz anderes Konzept von Buße in Umlauf, das eine Zeitlang neben der im Mittelmeerraum überwiegenden Praxis der einmaligen öffentlichen Buße Bestand hat. Die Pönitenten können nämlich so oft wie nötig ihre Sünden bekennen, und müssen dies vor allem nicht mehr öffentlich vor

der Gemeinde tun, sondern in einem „privaten“ Raum. Die Sündenvergebung erfolgt sofort, die Ableistung der Buße erst hinterher. Jetzt kommt aber der Clou: Wer vergibt eigentlich die Sünde? Wer hat die Vollmacht, von den Sünden loszusprechen? Der Pfarrer? Nein! Bei den Iroschotten sind es die Mönche und Nonnen selbst. Männer und Frauen, die aufgrund der Radikalität ihrer Nachfolge Jesu Christi die Vollmacht erworben haben, Sünden zu vergeben.

Die Kompetenz sakramentaler Sündenvergebung erwarb man also nicht durch Weihe, sondern durch Qualität der Nachfolge. Und gleichzeitig kamen zwei Modelle zur Anwendung – die einmalige Buße in der Großkirche um das Mittelmeer herum und die iroschottische Privatbeichte –, was die Einheit der Kirche überhaupt nicht tangiert hat. Damit ist die Behauptung, unterschiedliche und gleichzeitig praktizierte Modelle zerstörten die Einheit der Kirche, an diesem Beispiel (ich könnte hunderte andere nennen) schon widerlegt. Zudem ist das Thema Vergebung und Buße ein zentrales Thema der christlichen Botschaft.

III.

Dann zur diachronen Perspektive, dem zweiten Aspekt, der vielleicht noch wichtiger ist. Denn hier geht es um die Frage, ob sich die Lehre der Kirche überhaupt entwickeln kann. Ich nenne wieder nur ein Beispiel: Wie verhält sich die katholische Kirche zu den Menschenrechten, zur Gewissensfreiheit und zur Religionsfreiheit?

1791, zwei Jahre nach der Erklärung der Menschenrechte in der Französischen Revolution, hat der Papst diese Frage ganz eindeutig beantwortet. Pius VI. hat nämlich erklärt, dass der, der an die Menschenrechte glaubt, kein Katholik sein kann. Katholizismus und Grundrechte schließen sich aus; sie sind inkompatibel. Und das Breve *Quod aliquantum*, in dem Pius VI. fragte, ob man sich „etwas Unsinnigeres ausdenken [könne.] als eine derartige Gleichheit und Freiheit für alle zu dekretieren?“ war kein einmaliger Ausrutscher des Lehramts. Im Grunde verläuft eine klare Entwicklungslinie von 1791 bis 1954.

Am nachdrücklichsten hat das vielleicht Gregor XVI. in seiner berühmten Enzyklika *Mirari vos* von 1831 formuliert: Religionsfreiheit und Gewissensfreiheit seien ein „pestilentis-



Zölibat – ein alter Hut? So einfach machten es sich die Mitwirkenden nicht. Über diese und andere Fragen wurde leidenschaftlich diskutiert.



Bei der Pause im Park wurde an den Stehtischen diskutiert ...



... und das Gespräch mit den Referenten – hier Hubert Wolf – gesucht.

simus error“, ein „pesthaftester Irrtum“. Das gleiche steht so in etwa auch im Syllabus von 1864, und ähnliches hat auch Pius XII. 1954 noch einmal verkündet. Und dann lesen wir die Erklärung *Dignitatis humanae* des Zweiten Vatikanums. Dort steht: Die Religions- und Gewissensfreiheit sei mit der Gottesebenbildlichkeit des Menschen selbst gegeben. Und deshalb müsse die katholische Kirche die erste Verteidigerin von Gewissens- und Religionsfreiheit sein, und zwar nicht nur für jeden einzelnen Menschen, sondern auch für religiöse Gruppen.

Als Historiker sage ich: Das ist ein Bruch. Entweder ist Religionsfreiheit „pesthafte Irrtum“, oder die Religionsfreiheit ist mit der Gottesebenbildlichkeit gegeben, weshalb die Kirche sie verteidigen muss. Manche dogmatisch begabteren Persönlichkeiten spekulativer Größe haben hierin eine „Hermeneutik der Kontinuität“ gesehen. Mir, mit meinem historischen Instrumentarium, das natürlich zugegebenermaßen bescheiden ist, ist das nicht möglich. Die Lehre der Kirche hat sich entwickelt. Sie hat sich sogar in ihr Gegenteil verkehrt. Man könnte dafür viele weitere Beispiele anführen.

IV.

Zum Thema Reform und Reformansatz. Wenn wir von Reform reden, dann denken wir ganz oft daran, dass wir das Rad neu erfinden müssen. Das bedeutet der Begriff „Reform“ auch. Etwas, was es noch nie gab, wird neu erfunden oder kreiert. Aber ganz ursprünglich heißt Reform viel schlichter „re-formare“, „zurück-formen“. Also etwas, das es schon gab, wieder ans Licht holen, ein Modell, das es in der Kirche schon einmal gegeben hat, das aber unterdrückt, vergessen oder begraben wurde, wiederentdecken. Reform meint also, eine Form wiederherstellen.

Und das passt gut zu einem Traditionalisten wie mir. Denn ein wahrer Reformierer ist ein Traditionalist, jedenfalls wenn er katholisch ist. Julius Kardinal Döpfner, den man hier in München zitieren darf, hat im Kontext des Zweiten Vatikanums ein Buch geschrieben, in dem er Reform zum Strukturmerkmal und Wesensprinzip der katholischen Kirche erklärt. Wo Reform – da katholisch, wo keine Reform – da Sekte. Auf den historischen Reformansatz angewendet, heißt das folgendes: Wenn wir

Das ist ein Bruch: Entweder ist Religionsfreiheit „pesthafte Irrtum“, oder mit der Gottesebenbildlichkeit des Menschen selbst gegeben.

dieses Modell von „re-formare“ zugrunde legen, dann können wir Modelle in der Geschichte der Kirche finden, die oft über hundert, ja tausend Jahre praktiziert worden sind, und die man kennen muss, wenn man heute über Reform und Reformen redet.

Nebenbei bemerkt: Das ist eigentlich der einfachste Weg, um den Gegnern jeglicher Reformen in der katholischen Kirche den Wind aus den Segeln zu nehmen. In meinem Buch „Krypta. Unterdrückte Traditionen der Kirchengeschichte“ habe ich zehn Beispiele beschrieben, zu denen sich in der Tradition solche alternativen Modelle finden. Das reicht natürlich noch lange nicht aus. Allerdings erleichtert es die Argumentation, weil man sagen kann, das wurde schon einmal in der Geschichte praktiziert und ihr könnt nicht so tun, als ob es dieses Modell nicht gebe.

Aber die Geschichte der Kirche lehrt eben auch noch ein zweites. Wenn wir Geschichtlichkeit ernst nehmen, stellen

wir fest, dass die Kirche immer neue Inkulturationsprozesse vollzogen hat und vollziehen muss. Das heißt, wenn sich neue Herausforderungen stellen, wenn die christliche Frohbotschaft in neue Kontexte hineinvermittelt wird, dann muss dies in einer Weise geschehen, die den Empfängern der Botschaft verständlich sein muss. Ganz selbstverständlich wird deshalb von einer Hellenisierung des Christentums gesprochen, die zu einer grundlegenden Veränderung der aus dem jüdischen Kontext stammenden christlichen Lehre geführt hat. Manche halten die hellenisierte Form des Christentums und nicht die biblischen Texte für die Idealform des Christentums.

Das Gegenargument lautet, durch die Hellenisierung sei die ursprüngliche christliche Botschaft verfälscht worden. Dann müsste man das nizäno-konstantinopolitanische Glaubensbekenntnis infrage stellen, was niemand ernsthaft anstreben kann. Transformation durch Inkulturation ist also legitim. Hellenisierung und Germanisierung waren es, dann muss es auch ein heutiges *Aggiornamento* sein dürfen.

Und das macht es dann auch möglich, über neue Modelle nachzudenken, die wir bisher noch nicht erprobt haben. Denn die Geschichte zeigt, dass wir solche neuen Modelle immer wieder gehabt haben. Selbst die Diakone sind nicht von Jesus Christus eingesetzt worden, sondern die Apostel haben auf eine Situation reagiert und das Amt des Diakons geschaffen. Was spricht also dagegen, auch heute ein neues Amt zu schaffen?

Mein Fazit: Die Geschichte ist ein Schatz für Reformen. Man muss nur das ausgraben, was in der Geschichte beirrt liegt. Dann könnte vielleicht doch der Satz gelten: Und sie bewegt sich doch, unsere katholische Kirche. □



Die dezentralen Gesprächsrunden ...



... waren zentraler Bestandteil der Veranstaltung.

Themen „zur debatte“

Methodische Auswertung	2
Die Rückkehr der Reformdebatte Eine Denkwerkstatt über die Zukunft der Kirche	
Es war halt immer schon so. Reformansätze aus historischer Perspektive Hubert Wolf	2
Vierzehn Thesen zur Reformdebatte und den Aufgaben der Dogmatik Johanna Rahner	4
Evangelisierung oder Struktur- reform – eine falsche Alternative Daniel Bogner	6
Gestrafte Auszüge aus der Podiumsdiskussion	8
Ecclesia, quo vadis?	
Die Kirche zwischen Tradition, Skandalen und authentischem Glauben Bischof Dr. Stefan Oster	12
Schreckgespenst Amerika	
Ein kirchliches Schreckgespenst? Die Kontexte der Missbrauchskrise in den USA und ihre deutschen Parallelen Thomas Schärfl-Trendel	13
Zum Dienst in der Kirche bestellt	
Der Aufbruch im Neuen Testament Thomas Söding	17
„Alle Oper ist Orpheus“ „L'Orfeo“ von Monteverdi im Markgräflichen Opernhaus Bayreuth	
Orpheus und Christus. Antike Mythen in der europäischen Religionsgeschichte Ulrich Berner	23
Claudio Monteverdis „Orfeo“ und die Geburt einer neuen dramatischen Ausruckskunst Ulrike Kienzle	28
Verbindet Spiritualität oder trennt sie?	
Die drei monotheistischen Weltreligionen im Gespräch	35
Altschwabinger Sommerausklang	
Gartenfest im Park von Schloss Suresnes	42
Reihe „Islam“ (II) Allah oder Gott?	
Das islamische Gottesbild im monotheistischen Kontext Georges Tamer	43
Manfred Mayerle	
Schichtungen, Farbstücke und Energiefelder Eine Einführung: Walter Zahner	47
Impressum	22

Vierzehn Thesen zur Reformdebatte und den Aufgaben der Dogmatik

Johanna Rahner

1. Veränderung und Reform gehören zur Kirche wie das sprichwörtliche ‚Amen‘. Denn Kirche ist – wir wissen es alle – eine *ecclesia semper reformanda* oder, in den Worten des Zweiten Vatikanischen Konzils: „Die Kirche wird auf dem Wege ihrer Pilgerschaft von Christus zu dieser dauernden Reform gerufen, deren sie allzeit bedarf, soweit sie menschliche und irdische Einrichtung ist; was also etwa je nach den Umständen und Zeitverhältnissen im sittlichen Leben, in der Kirchenzucht oder auch in der Art der Lehrverkündigung – die von dem Glaubensschatz selbst genau unterschieden werden muss – nicht genau genug bewahrt worden ist, muss deshalb zu gegebener Zeit sachgerecht und pflichtgemäß erneuert werden“ (Dekret über den Ökumenismus, *Unitatis redintegratio*, Nr. 6) bzw. „Das Heilige Konzil hat sich zum Ziel gesetzt, das christliche Leben unter den Gläubigen mehr und mehr zu vertiefen, die dem Wechsel unterworfenen Einrichtungen den Notwendigkeiten unseres Zeitalters besser anzupassen, zu fördern, was immer zur Einheit aller, die an Christus glauben, beitragen kann, und zu stärken, was immer helfen kann, alle in den Schoß der Kirche zu rufen“ (Konstitution über die Heilige Liturgie, *Sacrosanctum Concilium*, Nr. 1).

2. In jeder kirchengeschichtlichen Epoche war daher Reform ein eigenes Thema. Während dabei zunächst die Dynamik eher ad intra bestimmt wurde und so zumeist die Beseitigung konkreter Missstände zum Ziel hatte (vgl. ‚Reform an Haupt und Gliedern‘ als Schlagwort des 13.–15. Jh.; die ‚Gravamina der deutschen Nation‘ im 16. Jh.), stellt sich spätestens mit der Reformation die Frage nach Reform der Kirche fundamental neu, nämlich wie Kirche überhaupt zu sein hat, d. h. hinsichtlich der sie tragenden theologisch-inhaltlichen, dogmatisch-doktrinalen Basis. Die Antwort darauf ergibt sich aus einer Doppelperspektive: zum einen durch den Blick auf das innere Wesen (der Auftrag und die Sendung) von Kirche; zum anderen mit Blick auf die ‚Außenwirkung‘ in der Frage nach der angemessenen Erfüllung von Auftrag und Aufgabe der Kirche und damit auch mit Blick auf Glaubwürdigkeit und die lebenspraktische Seite von Glaube und Glaubensvollzug als ekklesiale Grundanforderung.

3. Das semper reformanda gilt indes nicht nur für die Struktur von Kirche, sondern auch für die kirchliche Lehre: Jeder kirchlichen Doktrin ist die Differenz von kontingenter Ausdrucksform und immanentem Wahrheitsgehalt unaufgebar eingeschrieben. So bekennt sich selbst die Offenbarungskonstitution des Ersten Vatikanischen Konzils, *Dei filius*, mit Rückgriff auf Vinzenz von Lérins, *Commonitorium primum*, zur Theorie der Dogmenentwicklung (vgl. DH 3020). Das begründet die grundsätzliche ‚Relativität‘ kirchlicher Lehre und eine ihr stets innewohnende Dynamik zur Veränderung/Anpassung bzw. ein immanentes Innovationspotential. Freilich sollte man die hier sichtbar werdende Dynamisierung nicht einfachhin nur im Sinne eines Explikationsmodell verstehen, also eine simple Kern-Schale-Metaphorik zugrunde legen, wie sie die



Prof. Dr. Johanna Rahner, Lehrstuhl für Dogmatik, Dogmengeschichte und Ökumenische Theologie an der Universität Tübingen

meisten Ansätze zur Dogmenentwicklung präferieren. Denn eine Reduktion des Veränderungspotenzials auf den Wandel der Sprach- und Denkformen verkürzt die Wahrnehmung der Veränderungsnotwendigkeit als unabsehbarem Aneignungs- und Lernprozess aufgrund der unaufhebbaren doppelten Kontingenz des Gegenstandes selbst, nämlich der in Geschichte ergangenen Selbstoffenbarung Gottes in Jesus Christus samt ihrer geschichtlichen Tradierungsprozesse und des prinzipiellen ‚Konstruktionscharakters‘ von Tradition. Sie droht in eine Ideologie der Transgeschichtlichkeit bzw. Geschichtsenthobenheit abzugleiten, die jedes Kontingenzbewusstsein vermissen lässt. Das ist freilich eine Erkenntnis, die „der katholischen Tradition, insbesondere der Neuzeit, über lange Zeit verborgen“ blieb, so Georg Essen im Jahr 2015.

4. Jede Reform in der Kirche spielt sich im Spannungsfeld von Tradition und Innovation ab, d.h. zwischen Identitätsvergewisserung und -sicherung auf der einen, und einer (neuen) Identitätssuche auf der anderen Seite. Innovation und Tradition sind dabei nicht einfach Gegensätze, sondern zwei Seiten ein und desselben permanenten Transformationsprozesses, dem Kirche immer ausgesetzt ist. Denn auch die (Re-) Konstruktion der Vergangenheit als Tradition ist eine kreative Aneignung, die durch zwei gegensätzliche Dynamiken gekennzeichnet ist: der Suche nach einer (gesicherten) Identität und der Dynamik von Veränderung als der Suche nach neuem. Tradition ist, so verstanden, das als historisches Narrativ formulierte Konstrukt einer Kontinuität mit dem Ziel der Identitätsstabilisierung, so wieder Georg Essen. Denn Vergangenheitsdeutung und Gegenwartsverständnis gehören unmittelbar zusammen. Jede ‚Tradition‘ und die damit verbundene Idee einer geschichtsübergreifenden Kontinuität ist letztlich eine retrospektive Konstruktion – ein historischer Sinnbildungsprozess –, der das Resultat kontingenter Auswahlprozesse

aus dem Pool des Möglichen darstellt und letztlich von einem Gegenwartsinteresse gesteuert ist. Tradition als konstruiertes Narrativ ist daher doppelt kontingent (im Ereignis und im konstruierten Ereigniszusammenhang) und zugleich der Versuch, diese Kontingenzen narrativ aufzuheben. Sie entspringt in der Regel einer Brucherfahrung, die das selbstgeknüpfte Band zwischen Vergangenheit und Gegenwart zu zerreißen droht. Auch in diesen Aussagen folge ich Georg Essen.

5. Die Idee einer stets gleichbleibenden, zu wahrenen ‚Tradition‘ hat ihren Ursprung in der ideologischen Selbststilierung der Katholischen Kirche des 19. Jahrhunderts. Dieses Konzept der Unveränderlichkeit von Kirche und Lehre – das ‚semper idem‘ als katholischer Identitätsmarker – ist also selbst als Innovation jenem Modernisierungsprozess entsprungen. Es entspringt natürlich den Abbrucherfahrungen dieses Jahrhunderts, den Nachwehen der Französischen Revolution und den damit verbundenen politischen Umbrüchen; Entstehen einer bürgerlichen Gesellschaft samt der Rechtsauffassung von bürgerlichen Rechten wie Religions-, Glaubens- und Gewissensfreiheit und demokratischen Grundvollzügen.

6. Das instruktionstheoretische Offenbarungsmodell des I. Vatikanischen Konzils stellt dabei das zentrale Konstruktionselement dieser ‚Neu-Erfindung‘ dar. Ein voluntaristisch eingeführter Autoritätsglaube (Gott als Gesetzgeber, der die ‚Dekrete seines Willens‘ offenbart [vgl. DH 3004]; das Lehramt als autorisierte Tradentin dieses Willens [vgl. DH 3012]) begründet ein autoritär hierarchisches Kirchenbild, das die Kirche in eine *ecclesia docens* und eine *ecclesia discens* aufteilt (vgl. DH 3011). Glaube wird als Gehorsam verstanden (vgl. DH 3008), der als ‚Unterwerfung‘ unter den sich offenbarenden Gott wie unter die Entscheide der Kirche als dessen Tradentin letztlich eine äußere Gehorsamspflicht an die Stelle der inneren Überzeugung in den Mittelpunkt stellt. Ein verrechtlichter, veräußerlichter Glaubensbegriff etabliert ein Verständnis von ‚Glaube‘ als formales ‚Festhalten an...‘, mit dem ein doktrinalistisch verengter Begriff der Glaubenslehre (verbunden mit einem zeitunabhängigen Wahrheitsbegriff) und ein kognitivistisches Offenbarungsverständnis korreliert. Glaubensinhalte werden als übergeschichtliche Satz-wahrheiten gedeutet und quasi rechtspositivistisch begründet: *auctoritas non veritas facit doctrinam*. Die (traditionelle Gestalt der) *infallibilitas / indefectibilitas Ecclesiae* wird mit der (anti-modernistischen Form) *irreformabilitas sententiarum* in eins gesetzt, und somit verbindliche Glaubensbezeugung „in lehrrechtliche Kategorien überführt“, wie Michael Seewald in seinem neuen Buch *Reform. Dieselbe Kirche anders denken* schreibt. Dadurch wird der eigentlich notwendig stets mitlaufende Korrekturmodus unterbunden und „die für den christlichen Glauben unentbehrliche, epistemische Autorität der Kirche von einer juristischen Autorität überformt, die meint, ihre Stärke dadurch erweisen zu müssen, dass sie sich in einer Sprache des Ultimativen und Endgültigen ausdrückt“, so Seewald weiter.

7. Diese Konstruktion des Katholischen ist – so wieder Michael Seewald – ein als Tradition getarnter Innovationsversuch, eine „Modernisierungserscheinung“, eine „im strategischen Sinne modernitätssensible Konstruktion des Lehrens“. Sie hatte das Ziel, „die Lehre der Kirche in Form einer dogma-

tischen Lehre darzustellen, das heißt sie entscheidungsförmig und autoritätssanktioniert vorzutragen“, und veränderte somit das strukturelle Gesamtgefüge von Kirche ebenso wie ihr doktrinales Selbstverständnis. Diese Selbststilierung zeichnet sich durch eine als programmatisch behauptete Innovationsintoleranz bzw. Innovationsverweigerung aus (*Anti-Modernismus*). Dazu ‚erfindet‘ das Lehramt der Kirche auf verschiedensten Feldern häufig eine ‚feste‘, immer gleichbleibende und eindeutige ‚Tradition‘, die letztlich nur dazu dient, sich gegen die in den Brucherfahrungen sichtbar werdenden Kontingenzerfahrungen der eigenen Lehre und Struktur abzuschotten und so deren Störungspotential wie auch das Mehrdeutigkeitspotential unterschiedlicher ‚Traditionen‘ zu eliminieren. Die Kirche des 19. und beginnenden 20. Jh. steht unter einem Vereindeutigungsdruck und entwickelt eine ausgeprägte Ambiguitäts-Intoleranz.

8. Freiheit, Pluralität, Geschichtlichkeit oder gar Veränderlichkeit werden zu Ab- und Ausgrenzungsbegriffen gegenüber einer dem Eindeutigen, ja Identitären zugeneigten katholischen Selbstdefinition. Überlieferung/Tradition stilisiert sich als ewig-unveränderliches *depositum* des ein für allemal Geoffenbarten, das nur noch von der zuständigen Autorität des Lehramts expliziert werden muss, und im Konfliktfall um der Eindeutigkeit willen von ebendiesem höchsten Lehramt mit der ihm allein zukommenden *potestas* autoritativ entschieden und unfehlbar festgelegt werden kann. „Die Unfehlbarkeit des Papstes in dogmatischen Fragen wurde derart seinem Primat in rechtlichen Fragen untergeordnet, dass der lehrende Papst lediglich als ein Modus des gesetzgebenden Papstes erschien, der den weltlichen Souveränen in nichts nachstand und in seinem im Kontext der Moderne erlittenen Autoritätsverlust mit dem Anspruch auf die plenitudo potestatis zu begegnen versuchte“, formuliert Michael Seewald. Damit verabschiedet die Katholische Kirche des 19. Jahrhunderts die katholische Fähigkeit zur Ambivalenz und die sie bisher auszeichnende Ambiguitätstoleranz (das „*solus / sola*“ war eigentlich nie katholisch, sondern immer das „et ... et“). Sie legt die darin gründende Fähigkeit zur Selbstkritik (Fehlertoleranz) wie zur Autokorrektur still und sichert das Ganze durch eine monarchisch-ständische Ordnung ab, die sie zugleich als Sakralinstitution überhöht.

Diese Selbstimmunisierungsstrategie des 19. Jh. kommt indes spätestens dann in eine unauflösbare Aporie und damit an ihr Ende, wenn das, so Seewald, „Konstitutionsmittel epistemischer Autorität ... Glaubwürdigkeit ist und die Glaubwürdigkeit einer Person oder einer Institution sich darin erweist, wie diese mit eigenen Fehlern umgehen“. Wie sehr daher eine solche Konstruktion von der Bereitschaft zu ihrer Akzeptanz abhängt, zeigt das Jahr 1968. Mit der Enzyklika *Humanae vitae* Pauls VI. läuft letztlich eine autoritative Lehrentscheidung ins Leere, die nicht auf Gründe rekurriert; sie desavouiert sich selbst, weil sie ungläubwürdig wird.

9. Aus diesen historischen Entwicklungen heraus ergeben sich nun die Aufgaben der Dogmatik in den Reformdebatten. Sie bestehen zum einen in der Stärkung der dogmengeschichtlichen Perspektive auf Lehre und Struktur der Kirche als Innovationspool und zur Erhöhung der Ambiguitätstoleranz: **Indem die Dogmengeschichte die Kontingenz getroffener Entscheidungen aufdeckt, ihre Geschichtlichkeit rekonstruiert, legt sie das Konstrukt einer immer nur gebrochenen Identität**

tät offen und macht Tradition als eine konstruierte Kontinuität sichtbar. Sie hält auch die theologiegeschichtlichen Alternativen im Bewusstsein, erweitert das Spektrum der Möglichkeiten und eröffnet so Wege der Selbstkritik und Autokorrektur. Dogmengeschichte pflegt so den „produktiven Umgang mit Mehrdeutigkeitspotentialen in der Kirche“, wie es Georg Essen ausdrückt, indem sie die traditional vollzogenen Sinnbildungsprozesse aufdeckt, damit eine kritische Analyse dieser Prozesse und ein ‚kritisches Erzählen‘ möglich wird. Als ‚Erinnerung an das Gewordensein‘ macht sie deutlich, dass es „Identität nur in der Weise der geschichtlichen Verwandlungen“ gibt, wie Joseph Ratzinger 1966 in seinem Werk *Das Problem der Dogmengeschichte in der Sicht der katholischen Theologie* schreibt. Dazu gehört die Kompetenz, diese ‚Erinnerungen‘ zum Erneuerungspotential werden zu lassen (Wilhelm Damborg, Freiburg 2015), ihren Gehalt als ‚gefährliche Erinnerung‘ im Sinne eines „Beitrags zur Ambiguitäts- und damit Innovationstoleranz“ (Essen) fruchtbar zu machen.

10. Die im 19. Jahrhundert als Antagonismus gepflegten Begriffe ‚Modernismus‘ und ‚Antimodernismus‘ stehen exemplarisch für eine veränderungsresistente Grundorientierung von Kirche – mitsamt dem vertrauten Narrativ des Niedergangs „einer von Gott gesetzten und der Kirche anvertrauten christlichen Lebensordnung in der Welt, der das Lehramt durch ein konsequentes Festhalten am überzeitlichen theologischen *status quo* der Glaubenswahrheiten in der Kirche zu begegnen hatte“, so wieder Wilhelm Damborg. Das ist der „Kampf zwischen Kirche und Moderne“, der bis heute eine grundlegende Reform der Katholischen Kirche blockiert. **Die Aufgabe der Dogmatik besteht daher zum zweiten darin, die Zeitbedingtheit sowie die dadurch aufgeworfenen Aporien der Entscheidungen des 19. Jahrhunderts offenzulegen und den systemimmanenten Anti-Modernismus zu verabschieden.** So kann die Fähigkeit wiedergewonnen werden, jene dramatischen Umbruchsituationen des 20. Jahrhunderts zum entscheidenden Ausgangspunkt der Frage zu nehmen, wie die Kirche angesichts dieser unaufhaltsamen Veränderungen sein muss.

11. **Eine zentrale Aufgabe der Dogmatik ist daher – drittens – eine angemessene Hermeneutik des II. Vatikanischen Konzils, die das Innovationspotenzial dieses Konzils wachhält und es nicht wieder in die Antagonismen des 19. Jahrhunderts aufzulösen versucht.** Die Dogmatik hat dabei die Aufgabe, die in den historischen Narrativen dieses Konzils konkurrierenden Interpretamente aufzudecken und auf ihre Tragfähigkeit zu überprüfen. Erkenntnisleitende und kriteriologisch in Anschlag zu bringende Denkform dafür kann aber nur das grundlegend veränderte Offenbarungsverständnis sein: Offenbarung ist nicht mehr als satzhaft offenbarte ‚Dekrete‘ des göttlichen Willens zu verstehen, sondern als Geschehen der Selbstmitteilung Gottes in Jesus von Nazaret: „In dieser Offenbarung redet der unsichtbare Gott (vgl. Kol 1, 15; 1 Tim 1, 17) aus überströmender Liebe die Menschen an wie Freunde (vgl. Ex 33, 11; Jo 15, 14-15) und verkehrt mit ihnen (vgl. Bar 3, 38), um sie in seine Gemeinschaft einzuladen und aufzunehmen“, heißt es in der Konstitution über die göttliche Offenbarung, *Dei verbum*, Nr. 2. Offenbarung ist kommunikativ-partizipatorische Teilhabegewährung an der Gemeinschaft mit Gott. Glaube ist Beziehung, lebendiges Miteinander von Mensch und Gott. Glaube



Die Experten – hier Professor Bogner – wurden je nach Bedarf an die Tische gerufen.

ist die ganzheitliche, vertrauensvoll zu vollziehende ‚Antwort‘ auf die Selbstoffenbarung Gottes in Jesus von Nazaret. Das existentielle Sich-Selbst-Verstehen des Menschen gehört ebenso dazu wie der Gegenwartsbezug und die Kontextgebundenheit, ja geschichtliche Vermittlung und kulturelle Kodierung, samt der darin begründeten Zweideutigkeit, Kontingenz. Geschichte und Welt sind Erkenntnisorte der Offenbarung.

Ein kommunikationstheoretisches Offenbarungsverständnis und ein ihm entsprechendes dialogisches Glaubensverständnis erfordern ganz neue Strukturen der Vergewisserung. Seine Gewissheit und damit seine Bewahrheitung können nur in einem personalen Akt des Zeugnisses geschehen, das im Prinzip zwei Ausrichtungen in sich birgt. Man kann sie am besten mit den Stichworten Authentizität und Freiheit umschreiben und dabei zwei Grundbewegungen rekonstruieren.

Ein Geprägtsein vom Ereignis, das einen gepackt hat und das man nun bezeugen will; und ein absolutes Engagement für die Leute, denen man dieses Gepacktsein und seinen Inhalt so vermitteln will, dass es auch sie packt. Ein solcher Glaube hat durchaus etwas mit Wissen zu tun, freilich mit einem Wissen, das mir durch ein Du, ein Gegenüber zugänglich wird. Das so ‚Erkannte‘ kann sich zwar ausdrücken in Sätzen, die Überzeugungen formulieren. Der entscheidende Akt ist freilich ein Akt der Anerkennung, der freien Zustimmung. Glaube und Glaubensgewissheit sind ein Geschehen von Freiheit.

Nicht mehr einzelne Lehrsätze, sondern Gottes personale Selbstoffenbarung ist das zu Überliefernde und damit die eigentliche Grundbewegung von ‚Tradition‘ (vgl. DV 8). Daher bestimmt das II. Vatikanum die Aktualität dieser Heilsgemeinschaft mit Gott in Leben

Nachschlag aus der Diskussion

Im Rahmen der Diskussion des Vortrags mit dem Publikum der Katholischen Akademie kam es angesichts dieses Vergleichs der Ekklesiologie des 19. Jh. und der des Zweiten Vatikanischen Konzils zur Frage, ob wir es im Augenblick nicht mit der offenen Konfrontation zweier unvereinbarer Grundverständnisse von Kirche zu tun haben – verbunden mit den entsprechend disparaten Antworten auf Struktur- bzw. Reformfragen, die von unterschiedlichen, kaum mehr miteinander ins Gespräch kommenden bzw. untereinander nicht mehr dialogfähigen Gruppierungen in der Katholischen Kirche vertreten werden. Zurzeit erinnert die ‚Debattenkultur‘ in unserer Kirche an die gesellschaftspolitisch vielerorts beklagte Blasenbildung und die daraus erwachsende Gesprächsunfähigkeit zwischen den

und Dasein der ganzen Kirche, und damit die gesamte Lebenspraxis aller als Medium der Überlieferung. Tradition ist zu einem hermeneutischen Auslegungsbegriff geworden, das funktionale Prinzip der Vergegenwärtigung der Selbstmitteilung Gottes im Christusereignis durch den Hl. Geist im Leben der Gemeinschaft der Glaubenden, der Kirche, in all ihren Vollzügen. Identität und Kontinuität sind ekklesiale Phänomene und nicht lehramtlich-richterlich-autoritative Entscheidungsprozesse.

Aus der inhaltlichen Verschiebung folgt die Notwendigkeit einer kritischen Hinterfragung des Kommunikationsstils und mit dieser eine notwendige Revision ihrer strukturellen Bedingungen. Denn ein solches Verständnis des Miteinanders von Gott und Mensch duldet nun nicht jeden Stil und legitimiert nicht jede Struktur der Vollmachtausübung in der Kirche (**s. untenstehenden Kasten**).

12. Zur Benennung konkreter Kriterien für die heute notwendigen Veränderungsprozesse ist auf die Grunddefinition von Kirche zurückzugreifen, wie sie das Konzil formuliert hat: „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“ (LG 1). Darum „geht“, wie die Pastoralkonstitution betont, „diese Kirche, zugleich ‚sichtbare Versammlung und geistliche Gemeinschaft‘ [...], den Weg mit der ganzen Menschheit gemeinsam und erfährt das gleiche irdische Geschick mit der Welt“ (GS 40). Das bedeutet aber, dass die sakramentale Grunddimension von Kirche auch und gerade zur Folge hat, dass Selbstverständnis und strukturelles Gefüge der Kirche auch stets entlang der geschichtlichen Entwicklungen verlaufen.

einzelnen Gruppen unserer Gesellschaft, sodass die Soziologen z. B. mit Blick auf die USA von einer ‚gespaltenen Gesellschaft‘ sprechen. In diesem Kontext war jener Satz von der bereits real existierenden Spaltung in der katholischen Kirche gefallen, der in den Pressemeldungen zur Veranstaltung dann immer wieder zitiert wurde ... Angesichts der aktuellen Diskussionen in allen Feuilletons und der dort zum Besten gegebenen Analysen wiederum ein naheliegender Gedanke, um die zunehmend sichtbar werdende Sprachunfähigkeit der einzelnen Gruppierungen in unserer Kirche wenigstens ansatzweise zu beschreiben. Ob unsere Kirche hier eine Ausnahme bilden kann? Ob die ‚Blasen‘ wieder miteinander ins Gespräch kommen können? Als Theologin glaube ich daran! (JR)



An den Pinnwänden war Platz für Thesen und Meinungen.

In der Moderne wird diese Beziehung zwar komplexer, kann aber nicht einfach abgebrochen werden. **Ein prinzipieller Widerspruch zur Moderne, gar ideologisch überhöht als Widerspruch um des Evangeliums willen, verwechselt die von Gott geschenkte Zeichenhaftigkeit (Sakramentalität) mit Sakralisierung ihrer vorläufigen weltlichen Erscheinungsform.** So hat die Dogmatik zunächst die Frage zu stellen: Wie verhält sich Kirche zu den ‚demokratischen Lektionen‘ der Moderne: allgemeine Teilhabe an der Macht, Machtkontrolle und prinzipielle Begrenzung von Macht?

13. „Strukturfragen reflektieren Glaubensinhalte – oder sie sind nicht evangeliumsgemäß. Das größte pastorale Missionshindernis überhaupt ist eine Kirche, deren äußere Gestalt permanent ein Zeugnis wider das Evangelium darstellt, weil sie in ihrer alltäglichen ‚Körpersprache‘ (Bischof Hermann Glettler von Innsbruck) der jesuanischen Frohbotschaft von der anbrechenden Gottes Herrschaft (und eben nicht: Männer- oder Klerikerherrschaft) widerspricht“. So schreibt Christian Bauer in *Kirchenreform jetzt!* Der katholische Mainstream begehrt auf: <https://www.feinschwarz.net/kirchenreform-jetzt-der-katholische-mainstream-begehrt-auf/> (Abuf: 24.9.19).

Die daraus abzuleitende, grundlegende Aufgabenstellung für die Dogmatik in der Reformdebatte ist daher, eine Antwort auf die Frage nach Partizipation und Kommunikation und der Schaffung dazu notwendiger, rechtlich verbindlicher Repräsentationsstrukturen einzufordern. Hilfreich dazu ist eine kritische Auseinandersetzung mit zeitgenössischem Denken anstelle von Verfallsnarrativen und ekklesialer Selbstimmunisierung. Pflege der Zeitgenossenschaft und Dialogfähigkeit beschreiben damit die sechste Aufgabenstellung der Dogmatik für die Reform der Kirche, um nämlich gerade daraus auch Wissen und Orientierung für die Reform zu gewinnen und so einer schon latent bis pathologisch gewordenen kognitiven Dissonanz zwischen Kirchenerfahrungen und Welterfahrung entgegenzusteuern.

14. Wer jetzt noch meint, in der Kirche die Dinge auf die lange Bank schieben zu können, synodale Wege o.ä. dazu zu benutzen, um am Ende doch alles unverändert zu lassen, dem sei mit einem Plakat von den ‚Fridays for Future‘-Demos gesagt: „Die Dinosaurier dachten auch, sie hätten noch Zeit...“. **Diese Zeitansage, dass uns nämlich die Zeit ausgeht, ist die letzte und wohl die entscheidende Aufgabenstellung der Dogmatik.** □

Evangelisierung oder Strukturreform – eine falsche Alternative

Daniel Bogner

I. Nur eine Rose als Stütze ...

Ein häufig benutztes Narrativ in der Debatte um Kirchenreform und Kirchenkrise lautet: „Wir sollten weniger auf Strukturen blicken, sondern vielmehr Wert auf die Evangelisierung legen.“ Es ist eine Gegenüberstellung, die in vielen Predigten und Bischofsworten begegnet. Dahinter steht die Einschätzung: Das eine ist trockene Materie, sicherlich irgendwie auch wichtig, aber nachgeordnet – das andere hingegen ist eine grundlegende Haltung, und auf die kommt es in Wirklichkeit an.

Zwischen beiden Polen wird eine Alternative aufgemacht. Wer wirklich vom Glauben bewegt ist, so die Annahme, der weiß um die richtige Gewichtung: Es gehe in erster Hinsicht um eine „pastorale Bekehrung“, darum die „Freude am Christsein“ wiederzuentdecken (so der Passauer Bischof Stefan Oster). Vorsicht, so warnt der Eichstätter Bischof Gregor Maria Hanke, sei geboten vor der stillen Sehnsucht, über eine Reform der Strukturen und das „Abarbeiten von Forderungskatalogen“ der Kirche zu neuem gesellschaftlichem Ansehen verhelfen zu wollen und hauptsächlich an der Sicherung ihres Einflusses interessiert zu sein. Und der Berliner Erzbischof Heiner Koch formuliert einen weiteren Einwand gegen die Forderung nach strukturellen Reformen: „Die Kirchenmitgliedszahlen werden durch Reformen nicht nach oben gehen“. Es scheint also, als ob die Reihenfolge zwischen einer Erneuerung der Strukturen und der Veränderung der Glaubenshaltung eindeutig sei und keiner weiteren Diskussion wert.

Viele lesen das Plädoyer für einen Weg der Evangelisierung, der als Gegenprogramm zur Diskussion struktureller und systemischer Fragen gesehen wird, auch aus dem jüngsten Brief des Papstes „an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland“ heraus. Ich bin allerdings der Ansicht, dass der wesentliche Punkt, den Papst Franziskus hervorheben möchte, nicht der Gegensatz zwischen Evangelisierung und einer Reform der Strukturen ist, sondern die Warnung vor einem typisch deutschen Prozedere, nämlich dem technokratischen Vorgehen, das auf die großen Stäbe, die noch vorhandenen finanziellen und personellen Mittel setzt und der Annahme aufsitzt, es durch das eigene Tun allein in der Hand zu haben, was mit der Kirche wird.

Eine solche Warnung ist aber nicht zu verwechseln mit einer Option für die Evangelisierung und gegen die Erneuerung von Strukturen. Im Gegenteil: Auch „Evangelisierung“ kann man auf dem Verwaltungswege betreiben – und umgekehrt mag sich in der Erneuerung von Strukturen ein Werk der Evangelisierung ausdrücken. Dass der südamerikanische Papst einen sehr wachen Blick für die typischen Versuchungen einer kirchensteuerfinanzierten, reichen Kirche wie der deutschen hat, ist kaum verwunderlich und verdient es, ernst genommen zu werden. Es trifft allerdings Akteure und Positionen in der gegenwärtigen Auseinandersetzung.

Mein Leitgedanke lautet deshalb, ganz entgegen dieser häufig anzutreffenden Dichotomie von Evangelisierung und Strukturen, Geist und Gesetz: Beide



Prof. Dr. Daniel Bogner, Lehrstuhl für Moraltheologie und Ethik an der Universität Fribourg in der Schweiz

Dimensionen sind eng miteinander verbunden, man kann sie nicht voneinander trennen. Form und Inhalt gehen vielmehr eine notwendige Verbindung ein – und diese Verwieseneit lässt sich auch auf anderem Feld erkennen: Wer könnte etwa den „Gehalt“ eines Gedichtes von seiner Form trennen? Erst die Form (Versmaß, Reimschema, Wortwahl, Stilistik) bringen dessen Gehalt überhaupt zur Geltung. Sie geben ihm nicht nur Ausdruck, sondern sie formen ihn überhaupt erst.

So ist es auch bei der Sache des Glaubens: Wie im Gedicht geht es hier um etwas Zerbrechliches, um eine Botschaft, die man leicht überhören, missverstehen oder ignorieren kann. Es kommt ganz darauf an, diese Botschaft in der richtigen Weise zu Gehör zu bringen und ins Werk zu setzen. Das Prinzip „Kirche“ ist der Weg, wie dies in Zeit und Geschichte geschieht. Sie ist Instanz, Verkörperung und Übersetzung des Wortes Gottes, das Menschen zu einer Antwort herausruft. Wie diese Kirche gebaut ist, nach welchen Regeln und Mechanismen sie funktioniert, welchen Prinzipien sie folgt, das ist etwas sehr Entscheidendes für ihre Aufgabe, Zeichen der Gegenwart Gottes in der Welt und Übermittlungsinstanz eines gründenden Wortes zu sein.

Nur eine Rose als Stütze – so sehr Hilde Domin in diesem Gedicht zusammenfasst, wie schwach und stark zugleich Poesie sein kann, und wie sehr es dabei auf die poetische Art und Weise – eben die Form, in der eine Botschaft gesagt wird – ankommt, so sehr gilt für den Glauben: Gehalt und Gefäß gehören zusammen. Man kann nicht die Strukturen der Kirche von der „Sache des Glaubens“ trennen und dafür eine evangelisierende Haltung einfordern. Der Hildesheimer Bischof Heiner Wilmer hat dies kürzlich zum Ausdruck gebracht, indem er sagte, man könne sich Mission nicht so vorstellen, als ob man den Glauben „wie ein Glas Mineralwasser“ an jemand anderen überreiche. Die „Sache“ des Glaubens gibt es nicht isoliert von der Art und Weise,

wie dieser Glaube gelebt wird – individuell und gemeinschaftlich.

Aus diesen Überlegungen heraus lautet mein Zwischenresümee: Eben weil Form und Inhalt im Glauben so eng zusammenhängen, ist eine rechtliche und vor allem rechtsethische Perspektive, die nach der Legitimität und Sinnhaftigkeit der Strukturen und Regeln des Kirche-Seins fragt, eine eminent theologische und deshalb eine unverzichtbare Perspektive.

II. Welche Strukturen für welche Kirche?

Meine These zur Sache lautet: Die Kirche muss, wenn sie es wirklich ernst meint damit, die „systemischen Ursachen“ für Missbrauch ansehen zu wollen, sich der Frage nach der Kirchenverfassung widmen. Hier ist die Triebfeder für so viele ihrer Probleme und Verrenkungen zu finden, unter denen sie in der Moderne leidet. Das lässt sich mit einer Reihe von Aspekten veranschaulichen.

Die katholische Kirche leistet sich eine monarchische Verfassungsform: Alle Gewalten sind im Bischof vereint. Wo aber ausführende, rechtsprechende und gesetzgebende Gewalt in einer Person vereint sind, gibt es per definitionem keine verbindliche Machtkontrolle. Alle Handlungsräume und Handlungsfreiheiten sind gewährte oder geduldete Freiheiten, sie können – bei Amtswechsel oder aus anderem Anlass – willkürlich zurückgezogen werden. Die Kontrolle des amtlichen Handelns ist freiwillig, ebenso der Machtverzicht, von dem jetzt auch viele Bischöfe sprechen. Vor allem aber: Die Kirchenmitglieder – eben die Gläubigen – sind Adressaten und Objekte des kirchlichen Herrschaftshandelns, nicht aber Subjekte, vor denen sich das Handeln der Kirchenoberen als legitim erweisen muss. Teilhabe und Mitwirkung sind in einem solchen Gemeinwesen Ausdruck einer Bringschuld, nicht Ausdruck von Autorität der Regeln in einem gemeinsamen Haus – der Kirche.

Unterm Strich muss man feststellen: Die Kirche leistet sich eine Rechtsordnung, die nicht an dem Wert orientiert ist, den sie ansonsten in den Vordergrund stellt: die Menschenwürde. In Verkündigung und Seelsorge nimmt die biblisch bezeugte Botschaft von der gleichen geschöpflichen Würde von Mann und Frau eine zentrale Rolle ein, nicht aber in der Rechtsordnung der Kirche. Diese folgt einer anderen inneren Logik, nämlich der Sorge um eine möglichst sichere und erfolgreiche Heilsmittlung. Auf diesen materialen Zweck hin sind die Ausführungen zu Sakramenten, zum Amt und zur Kirchenstruktur ausgerichtet. Damit ist eine Rechtsordnung begründet, welche höhere Zwecke kennt als die Menschenwürde, wie sie etwa im Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland als Maßstab von Recht und politischem Handeln grundgelegt ist.

Damit folgt die Kirche einer Grundordnung, in der sowohl ein diskriminierendes Personenstandsregime (Frau/Mann, Klerus/Laien), der ungestrafte Missbrauch von Macht, aber auch die instrumentelle Rolle des Kirchenvolkes festgeschrieben sind oder zumindest ermöglicht werden. Es ist eine Grundordnung, die für alle Teile der Kirche problematische Folgen hat:

Priester erkennen sich nicht mehr wieder, wenn sie realisieren müssen, dass nicht allein ihre ursprüngliche Berufungsmotivation ihren Handlungsrahmen bestimmt, sondern sie eben auch Akteure für und innerhalb einer absolutistischen Monarchie sind. Gemeindeglieder fühlen sich vor den Kopf gestoßen, wenn sie nach viel guter

Erfahrung eines gemeinschaftlichen Wirkens mit dem bisherigen Pfarrer bei der Stellenneubesetzung überhaupt nicht mitwirken können und plötzlich den schneidigen Jungpriester mit stramm neuscholastischem Profil vorgesetzt bekommen. Und so manch neuerer Bischof wiederum geht mit den besten Absichten ins Amt, wahrer Hirte seiner Herde zu sein, und muss schnell merken, wie eng sein Amtskleid sitzt.

Da wird es nachvollziehbar, dass Ausweichschritte wie die Beförderung von Frauen auf höhere Verwaltungspositionen, Gemeindeleitung durch Laien oder auch viri probati als Rettungsflöße betrachtet werden, um sich eine Weile länger über Wasser zu halten. Es bleiben Ausweichschritte, Notnägeln, Trostpflaster, die eines nicht leisten: die konstitutive Wunde der Kirche heilen, und das ist ihre Schizophrenie zwischen der Botschaft, der sie verpflichtet ist und der institutionellen Hülle, in der sie diese Botschaft ins Werk zu setzen trachtet.

Nun mag man einwenden: Es gibt aber doch Traditionen in Theologie und Kanonistik, die vollkommen andere Geleise vorgeben, die wir nicht einfach abrupt verlassen können. Eben darin liegt doch die Eigentümlichkeit eines katholischen Sonderwegs, den wir auch schätzen dürfen als das Unterscheidende. Als Feststellung erscheint mir dieser Einwand berechtigt. Daraus aber abzuleiten, die sich heute als exklusiv katholisch ausgebende Weise der Kirchenverfassung sei normativ inappellabel oder entziehe sich gar einer Weiterentwicklung, die auch und zu Recht das Prädikat „katholisch“ tragen darf, teile ich nicht.

Im Gegenteil: Die Identität des Katholischen wird sich tradieren können, auch wenn bestimmte Strukturmerkmale sich ändern, es beispielsweise mehr Elemente von verbindlicher Partizipation und „Demokratie“ gibt. Mit anderen Worten: Eine Verfassungsreform wird die katholische Kirche nicht einfach „protestantisieren“, sondern solch eine Veränderung wird in katholischer Pfadabhängigkeit erfolgen. Das bedeutet, dass etwa Modalitäten der Beteiligung der Kirchenmitglieder an der Ämterbestellung eine kirchliche Demokratie mit katholischem Zungenschlag formen wird.

Das betrifft beispielsweise die Diskussionskultur in den entsprechenden Gremien, die Frage, was darin als ein „überzeugendes Argument“ gilt oder auch die Kultur des Umgangs miteinander und der Berücksichtigung von Interessen und Positionen. Gleiches gilt für das Amt: Wenn Frauen zum geweihten Amt zugelassen werden, wird das nicht einfach eine Kopie des Pastorinnenamtes aus dem Kirchen der reformierten Tradition sein. Vielmehr ist zu hoffen, dass mit der Zeit etwas Neues entsteht, das weder mit dem „alten“ Amt des katholischen Klerikermannes, aber eben auch nicht mit dem Amt der evangelischen Pastorin einfach identisch wäre. Das Gute und Vertraute, das vielen im Katholizismus bisher Heimat gibt, dürfte bleiben – formbewusste Liturgien, der Ablauf des Kirchenjahres, seine Bräuche, die dem Katholizismus eigenen Gebetsformen und seine spirituellen Traditionen. Aber die katholische Tradition würde geöffnet werden für einen Entwicklungsweg, der am Maßstab einer größeren Gerechtigkeit orientiert ist.

Statt die überlieferte und auch in historischer Kontingenz gewordene Gestalt der Kirche theologisch zu „überlegitimieren“ und den Status quo damit zu rechtfertigen, erscheint es mir geboten, aus den zentralen Quellen des christlichen Glaubens Impulse zur Weiterentwicklung der Kirchenverfassung zu beziehen. Und so ist zu fragen:

Warum lassen wir uns von der Überzeugung, dass der Mensch in gleicher Würde von Gott geschaffen ist und sich darin seine Würde begründet (Gen 1,27), nicht zu einem grundständigen, nicht-diskriminierenden Personenstandsrecht führen, das den Zugang zum geweihten Amt grundsätzlich für Männer und Frauen zulässt? Die Abkünstigkeit aller Menschen von ihrem Schöpfer, aber auch die Ausgießung des Geistes über die ersten Glaubenden der jungen, pfingstlichen Kirche erlauben darüber hinaus eine Kirchenverfassung, die man in heutiger Sprache „demokratisch“ nennen könnte. In ihr wären die in Freiheit geschaffenen, zu Verantwortung fähigen und mit Geist begabten Kirchenmitglieder höchster Souverän, im Glauben befähigt dazu, ihre Kirche gesetzgeberisch zu lenken und auch an der Ämterbestellung mitzuwirken.

Und schließlich ist ein fundamental-theologisches Argument hinzuzufügen, das man auch als einen Aufruf zur theologischen Demut bezeichnen könnte. Wäre es nicht angemessen, den grundsätzlichen Abstand des Repräsentierenden (kirchliche Ämter, Verfahren und Strukturen) zum Repräsentierten (Gott) sichtbar, spürbarer zum Ausdruck zu bringen – nicht nur in Spiritualität und religiöser Sprache, sondern auch in der für alle fühlbaren Organisationsgestalt der Kirche? Wie kann eine solche ontologische Depotenzierung des Priesteramtes und der Kirchenstruktur gelingen und sozial umgesetzt werden, ohne den spezifisch katholischen Zungenschlag dabei zu verlieren?

Es bedeutet, dass wir vorsichtiger werden zu sagen: Man kann etwas durch ein bestimmtes Tun und Handeln „gegenwärtig“ setzen. Natürlich ist es auf den ersten Blick ein Verlust zu realisieren, dass zwischen dem, worauf man sich beruft und dem gegenwärtigen Tun eine Distanz liegt und das eine nie vollständig im anderen aufgeht. Aber es ist auch ein Gewinn: Den Abstand zwischen Urbild und Abbild anzuerkennen, zollt dem, worauf man sich beruft, Respekt. Denn es wird deutlich: Dieses Urbild ist immer größer als alles, was versucht, es ihm gleichzutun. Es wird immer einen Überschuss haben an Sinn, an Bedeutung und an Wirksamkeit – ganz gleich, wer sich wann und wo darauf beruft.

Für unsere Frage heißt das: Wenn wir die Entwicklung der menschheitlichen Denkgeschichte in Rechnung stellen, können wir „entspannter“ mit dem Geschlechterkriterium bei der Amtsfrage umgehen: Wir alle, ob Mann oder Frau, sind derart weit davon entfernt, dem „Urbild“ Jesus gleichzukommen, dass es keinen bedeutenden Unterschied macht, ob Mann oder Frau Priester ist und das Geschlecht Jesu teilt.

Diese hier nur im Ansatz genannten Perspektiven verstärken also die Frage: Mit welcher Verfassung lebt die Kirche? Gibt sie sich die Form, die ihren tiefsten Anliegen entspricht? Verfügt sie über eine (Verfassungs-) Form, die in sich flexibel genug ist, um den Wandel und das Wachstum ihres Selbstverständnisses je neu und angemessen ausdrücken zu können? Die ernüchternde Antwort lautet aus meiner Sicht: Nein, denn sie hat sich, wohl durch die im 19. Jahrhundert sich verschärfende Frontstellung zu allem, was sich als Moderne ausgibt, in den Modus einer „hyperbolischen Autolegitimation“ hineinmanövriert. Ihre Selbstverfassung scheint auf einen ganz bestimmten, vormodernen Typus einer autoritär-undemokratischen Hierarchie „eingefroren“. Eine adaptive Evolution ihrer institutionellen Formen und Arrangements scheint seitdem per se ausgeschlossen. (Die Überlegungen dieses Teils finden sich ausführlich entfaltet in einem neu erschienen Buch des



Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde (re.) moderierte die Gesprächsrunde mit den Professoren Wolf (li.), Rahner und Bogner.

Autors: Daniel Bogner, *Ihr macht uns die Kirche kaputt ... doch wir lassen das nicht zu!*, Verlag Herder: Freiburg, 2019, 160 S)

III. Die Rückgewinnung des Politischen – aus theologischen Gründen

Ein letztes, wichtiges Element der hier vorgetragenen Perspektive betrifft eine Dimension, die notwendig zur Ebene des Rechts gehört – es ist die Ebene des Politischen. Mit politischem Handeln wird eine rechtlich verfasste Ordnung ausgestaltet. Erst in solchem Handeln gewinnt diese Ordnung Lebendigkeit und wird erfahrbar und erlebbar. Solches Handeln muss sich natürlich am bestehenden Recht orientieren, nach dessen Intentionen fragen und diesen gerecht werden. Aber gerade dafür muss politisches Handeln auch mutig und kreativ vorgehen, es muss sich einen gewissen experimentellen Gestus zu eigen machen, mit dem zum Ausdruck kommt: Um den Prinzipien und Anliegen gerecht zu werden, diesen in konkreten Situationen Geltung zu verschaffen, muss man erst entsprechende Wege finden, das geschieht nicht von selbst, dafür braucht es immer wieder neues, auch erfindungsreiches, ausprobierendes politisches Handeln.

Hieraus ergibt sich ein weiterer, problematischer Charakterzug des institutionellen Habitus der katholischen Kirche. Es ist der Ausfall oder auch die strategische Vernachlässigung des Politischen. Was ist damit gemeint? Eine für die bischöfliche Leitung der Kirche typische Haltung besteht darin, dass sie ihre vornehme Aufgabe darin sieht, um die Bewahrung von Kontinuität besorgt zu sein. Geleitet vom Amtsethos, die „Einheit zu bewahren“, verlegt sich kirchenleitendes Handeln allzu oft darauf, die Legitimität des eigenen Tuns in der Anknüpfung an Bestehendem festzumachen, Übergänge herzustellen, sich selbst als proaktiv gestaltender Akteur dabei allerdings zu verbergen. Hier und da wird dieser Habitus noch bekräftigt mit der Aussage: „Ein Bischof hat keine Macht, nur Vollmacht“ – gemeint ist die Vollmacht Jesu, die dem katholischen Amtsträger kraft der Weihe als *sacra potestas* übertragen wurde.

Dieses durchaus gängige Narrativ führt aber nur zu einer Verschleierung von Macht. Denn selbstverständlich wird auch mit einer solchen Amtshaltung

gestaltet. Das geschieht im Interesse ganz bestimmter, dominant gewordener Traditionslinien, und unter der Vorgabe, man sei ja nur „Notar“ einer höheren Wirklichkeit und habe deshalb nicht das Recht, etwas Substantielles zu verändern.

Dieser Charakterzug kirchlichen Amtshandelns sollte ins Licht gehoben werden. Denn dann lässt sich entgegen: Insofern Kirche als geschichtliche Größe – schon allein historisch – getrennt ist von ihrem gründenden Ursprung, ist sie auch mit den raffiniertesten Theorien der Repräsentation, wie die scholastische Sakramententheologie eine war, nicht in der Lage, diesen Ursprung verlustfrei zu vergegenwärtigen. Das darf sie demütig machen, was ihren Anspruch anbelangt, diesem Ursprung in bewahrendem Handeln vollständig treu und identisch bleiben zu können. Und es sollte sie mutig machen darin, mit Kreativität, Fortentwicklung und erneuerndem Handeln in ihrer Zeit ein je neues Echo und, will man es theologisch formulieren, eine je eigene Nachfolgegestalt in Bezug auf ihren gründenden Ursprung zu geben. Wenn die Kirche sich so versteht, wird sie wohl auch dem besser gerecht, was biblisch bezeugt ist: Gottes Handeln am Volk Israel und seine Menschwerdung in Jesus Christus bedeuten doch nicht in erster Linie die Fortsetzung von Kontinuitäten, sondern markieren auf unterschiedliche Weise Brüche mit den vorfindlichen Kontexten von Welt und Mensch. „Nachfolge“ heißt dann, diesen Gestus, der bereits biblisch bezeugt ist, aufzunehmen und ihn je neu ins Werk zu setzen.

Mit diesen Überlegungen im Gepäck kann man sehr kritisch auf so manches klassische Narrativ in der aktuellen Reformdebatte reagieren. Auf die Frage, wie das mit der Frauenweihe sei, lautet eine häufige Antwort: „Ich halte das in absehbarer Zeit für unrealistisch“. Oder: „Das haben wir hier in Deutschland nicht in der Hand. Das könnte allenfalls ein Konzil entscheiden“.

Es mögen Einschätzungen sein, die vielleicht sogar realistisch sind. Wenn dies aber die einzige Stellungnahme angesichts der vorgetragenen Anliegen bleibt, drückt sich darin ein verkürztes und nicht hinreichendes Verständnis von der politischen Dimension des kirchlichen Leitungsamtes aus. Wenn Politikerinnen und Politiker des demo-

kratischen Rechtsstaats mit dieser Einstellung ihr Amt versehen würden, wäre wohl keine Maßnahme durchgesetzt worden, die wir heute als Errungenschaften wertschätzen: Eine Westbindung der Bundesrepublik unter Adenauer, die sozialstaatlichen Errungenschaften der frühen 1970er Jahre oder aber das vor 10 Jahren eingeführte Elterngeld – alles Maßnahmen, die in den jeweiligen politischen Lagern oder in wesentlichen Teilen der Bevölkerung zu ihrer Zeit umstritten waren. Sie kamen nur zustande, weil einzelne sich trotz ihrer anfänglichen Minderheitsposition dafür mit Mut und Risiko einsetzten. Eine politisch angemessene Haltung besteht deswegen darin, für Anliegen zu kämpfen und um Akzeptanz und Legitimität aktiv zu werben.

Eine solche Haltung sollte auch Teil des bischöflichen Amtsethos werden – für Überzeugungen zu streiten, auch wenn sie noch nicht konsensfähig sind. Anstatt zu betonen, wie schwierig die weltweite Abstimmung sei, sollten reformwillige Bischöfe – bildhaft gesprochen – die Ärmel hochkrempeln und offen benennen, ob sie beispielsweise für die Weihezulassung von Frauen einstehen. Wenn sie dies denn für einen möglichen Weg halten, erwarte ich, dass sie dazu stehen, dies offen bekennen und dann in allen kirchlichen Lagern und auch weltkirchlich dafür werben. Und gleiches gilt, das wäre mein zweites Plädoyer, für die Frage nach der Kirchenverfassung. Wer, wie dies im Zuge der Diskussionen zum Missbrauch immer wieder zu hören ist, für eine Gewaltenteilung in der Kirche eintritt, der sollte Farbe bekennen und sich aktiv für eine erneuerte, vielleicht eine neue Kirchenverfassung aussprechen, die einen Grundrechteteil für alle Kirchenmitglieder enthält, der wiederum an der Menschenwürde Maß nimmt; es wäre eine Kirchenverfassung, die eine verbindliche Teilung der bisher in der Person des Bischofs kumulierten Gewalten vornimmt.

Damit das aber eintritt, braucht es eine andere Haltung bei denen, die an verantwortlicher Stelle für Erneuerung eintreten. Und es braucht mehr, noch viel mehr Druck von den Kirchenmitgliedern und Gläubigen. Eine Initiative wie Maria 2.0 lässt ansatzweise spüren, welche Räume und Weiten dem neuschaffenden Geist in dieser Kirche eröffnet werden könnten. □

Ihre Stimmen zu Amt und Kirche

Von den Tischen: „Zwischen den verschiedenen innerkatholischen Gruppierungen wie z. B. *Generation Benedikt* oder *Wir sind Kirche* sollte ein konstruktiver, sachlicher Dialog in respektvollem Umgang miteinander stattfinden.“

Von den Tischen: „Die Meinungsbildung in der katholischen Kirche muss demokratisiert, eigenständiges Denken zugelassen werden.“

Von den Tischen: „Muss nicht jede dauerhafte Veränderung der Strukturen aus dem Leben der Gemeinden bzw. praktischer Gruppen, Bewegungen heraus wachsen, und nicht von oben diktiert werden?“

Online-Umfrage: „Amt muss Dienst sein, niemals Macht. Das sollte sich auch im Habitus widerspiegeln: Verzicht auf hohes Einkommen, Statussymbole (z. B. Dienstwagen), üppige Wohnung u. a.“

Online-Umfrage: „Die katholische Kirche ist eine Kirche der Ungleichen, hier das dreigliedrige Amt der Kleriker, dort die Laien. Das trägt sich nicht mit dem, was Jesus gelebt und verkündet hat.“

Online-Umfrage: „Mit politischen Kategorien allein lässt sich die Ämterstruktur der Kirche nicht angemessen verstehen.“

Von den Tischen: „Wie können wir das allgemeine Priestertum stärken und realisieren?“

Von den Tischen: „Es braucht keine Weihe, weder für Mann noch Frau.“

Von den Tischen: „Es soll keine Anpassung an den Zeitgeist stattfinden. Die Traditionen sollen beibehalten werden.“

Von den Tischen: „Das Weiheamt sollte mehr von seiner Funktion als von seinen Wesensmerkmalen her verstanden werden.“

Von den Tischen: „Wenn die Kirche überleben und Menschen für sich gewinnen will, wird jede und jeder, der eine Gemeinde motivieren und leiten kann, gebraucht.“

Gestrafte Auszüge aus der Podiumsdiskussion

Der Zölibat

Achim Budde: Lieber Herr Wolf, Sie haben moniert, dass der Zölibat die Zeiten überdauert hat, obwohl seine Begründung immer wieder ausgetauscht wurde. Welche der verschiedenen Begründungen, die der Zölibat im Lauf seiner Geschichte erfahren hat, ist denn Ihrer Meinung nach die beste? Welche hat die stärkste argumentative Kraft?

Hubert Wolf: Gar keine. Schlicht und ergreifend gar keine; und zwar deshalb gar keine, weil es natürlich ein Zeichen der Schwäche ist, wenn die Befürworter Begründungen für den Zölibat wechseln müssen wie andere ihre Soutanen. Wenn es eine durchgehende Begründung, wenn es ein Gebot Christi oder ein göttliches Gesetz oder eine apostolische Anordnung gäbe, und das Ganze hätte sich über 2000 Jahre immer mit derselben Begründung durchgezogen, dann würde ich sagen, in Ordnung. Jetzt ist aber ausgerechnet die Begründung, die am längsten von allen durchgehalten hat, die der kultischen Reinheit.

Johanna Rahner: Und damit, ich darf Sie kurz unterbrechen, sozusagen fleischgewordene Misogynie!

Hubert Wolf: Auf jeden Fall Frauenfeindschaft in Bezug auf Sexualität, in Bezug auf Ehe, in Bezug auf Partnerschaft.

Achim Budde: Allerdings zunächst nicht ethisch konnotiert, sondern als eine rein kultische Kategorie.

Hubert Wolf: Es wird dann später auch ethisch. Aber erst einmal ist es ja so, dass man im Neuen Testament keine kultische Reinheit des Priesters hat, auch gar nicht braucht, weil wir keine kultische Opferfeier haben, sondern ein Mahl. Und in dem Moment, als sich dieses Mahl in ein Opfer verändert, muss der Opferpriester kultisch rein sein – ein eigentlich evangeliums-fremdes Motiv. Und das wird in der Geschichte der Kirche immer wieder eingehämmert, formal sogar bis ins 20. Jahrhundert. Und dann liest man 1974 von der Kongregation für die Studien: „Nicht zu den Begründungen des Zölibats gehört aber die kultische Reinheit.“ Das finde ich ganz interessant, dass sich die Kirche da nach 1500 Jahren von einer Begründung verabschieden kann.

Und anders herum: Nachdem man endlich ansatzhaft eine neue Ehe- und Sexualmoral entwickelt hat, bildet der Bund zwischen Mann und Frau, auch ganzheitlich-sexuell, die Liebe und den Bund Christi zu seiner Kirche ab. Wenn das aber so ist, wie es im Konzil steht, und wie es auch Johannes Paul II. mehrfach hymnisch feiert, wie kann dann Sexualität, wie kann die Frau an sich dann etwas Schmutziges, Unreines sein?

Achim Budde: Ich drehe die Eingangsfrage noch einmal herum. Was ist denn aus Ihrer Sicht das wichtigste Argument für die Abschaffung des Pflichtzölibats?

Hubert Wolf: Es gibt drei. Das erste ist: Alle Studien zum Missbrauch belegen, dass der Zölibat zwar nicht die Ursache des Missbrauchs ist, aber ein entscheidender Risikofaktor. Und muss man nicht jeden Risikofaktor von vornherein ausschalten?

Das zweite ist die pastorale Situation – nicht nur bei uns, aber bei uns auch.

Wie soll das mit diesen riesigen Pfarrei-Clustern funktionieren? Wenn die Gläubigen ein Recht darauf haben, sonntags Eucharistie zu feiern, wenn die Eucharistie Quelle und Höhepunkt des kirchlichen Lebens ist – und wenn übrigens die Sonntagspflicht gilt –, dann haben die Hirten die verdammt Pflicht und Schuldigkeit, jedem Gläubigen die Feier der Eucharistie in seiner Gemeinde zu ermöglichen.

Und drittens: Es ist ein Strukturproblem. Es hat etwas mit Macht zu tun. Eine klerikale Männerhierarchie hat mit dazu beigetragen, dass Missbrauch nicht aufgearbeitet wurde: weil sich das System immer wieder selber deckt. Wer aber den Glauben verkündet, wer den Glauben an Tod und Auferstehung Christi verkünden will, der braucht Glaubwürdigkeit. Und wenn wir diese Glaubwürdigkeit nicht ganz schnell wiederfinden, dann ist es vorbei mit unserem Glauben.

Ehe & Sexualmoral

Achim Budde: Was sich in der antiken Mentalität relativ plausibel aus den verbreiteten Vorstellungen von kultischer Reinheit ableiten ließ, wirkt auf die meisten heutigen Menschen wie pure Leibfeindlichkeit. Das passt natürlich gut in das Klischee einer Kirchenkritik, die schon in meiner Jugend hitzig vorgetragen wurde: der Kritik am Verbot künstlicher Verhütung durch die Pillenzyklika *Humanae vitae*. Heute sollen ja nicht die moraltheologischen Fragen im Vordergrund stehen, sondern die Strukturfragen. Deshalb die Frage an Sie, Herr Wolf: Wie beurteilen Sie das Zustandekommen von *Humanae vitae*?

Hubert Wolf: Julius Kardinal Döpfner hatte sich damals dafür ausgesprochen, die Pille zuzulassen, und zwar um Abtreibungen zu verhindern – weil natürlich ganz unterschiedliche Werte zur Diskussion stehen: im einen Fall kommt das menschliche Leben gar nicht erst zustande, im anderen Fall wird es vernichtet. Und dann gab es eine Diskussion um den Naturbegriff. Zum Naturbegriff hat ein Gutachter, der hieß Karol Wojtyła, als einziger gegen eine 90-prozentige Mehrheit der Kommission, ein Votum geschrieben. Und diesem Votum hat sich Paul VI. nachher angeschlossen. Döpfner soll damals zum Papst gegangen sein und ihn wütend gefragt haben: Heiliger Vater, kennen Sie einen Baum, auf dem Thermometer wachsen? Ein Thermometer ist ein Artefakt, eine künstliche Methode. Wenn künstliche Methoden verboten sind, dann darf man auch die Knaus-Ogino-Methode nicht anwenden ...

Und was für mich noch interessanter ist, ist die Aussage von Kardinal Ottaviani, des Ersten Präfekten der Kongregation für die Glaubenslehre. Der sagte nämlich: Die Mehrheit hat eigentlich Recht, aber wenn wir diese Lehre ändern, dann müssten wir zugeben, dass sich das kirchliche Lehramt die letzten 40 Jahre geirrt hat. Und deshalb können wir es nicht machen, wegen der Kontinuität! Da verrät uns Ottaviani ungeheuer viel über die Struktur des Lehramts. Das ist für den Historiker richtig interessant.

Achim Budde: In unserer Online-Befragung hat jemand über die Unauflöslichkeit der Ehe geschrieben: „Grundsätzlich ist ein hohes Ideal richtig, doch niemand ist zu verurteilen, der dies zu

erreichen versucht und nicht schafft.“ Der Einsender verweist dann noch auf die Orthodoxie, in der das viel flexibler gelöst ist als bei uns. Daniel, haben wir in unserer Kirche eigentlich die theologischen Kategorien bereit, um das Phänomen des Scheiterns zu deuten? Und um Gescheiterten auch einen Neuanfang zu ermöglichen, ohne den Vorzustand wieder herzustellen?

Daniel Bogner: Ja, das ist die große Herausforderung. Und die kirchliche Lehre tut sich unglaublich schwer damit. Konkret in der Moralverkündigung der Kirche besteht die Schwierigkeit darin, dass man Scheitern natürlich nicht integrieren kann, wenn man von einem stabilen Naturbegriff ausgeht und naturrechtlich argumentiert: Die Natur lehrt uns quasi eine Ordnung und sagt uns direktiv, wie wir demnach handeln sollen. Das ist ein Naturbegriff, der Entwicklung und Wandel, auch Erkenntnisgewinn, naturwissenschaftlichen Erkenntnisgewinn, nicht konstitutiv integriert hat, und deshalb auch eine Revision kirchlicher Lehre so dramatisch schwierig macht. Da muss es dann entweder weggeschwiegen oder irgendwie diskursstrategisch verschleiert werden, wenn sich etwas geändert hat.

Nehmen wir *Humani generis*: Die Enzyklika richtet sich gegen die Evolutionsbiologie. Das ganze Menschengeschlecht stammt also nach kirchlicher Lehre (eigentlich bis heute, es wird nur im Weltkatechismus von 1992 nicht mehr erwähnt) vom historischen Paar Adam und Eva ab. Im Hintergrund steht ein bestimmter Naturbegriff, demzufolge es die Aufgabe der Theologie, also kritische Wissenschaft und kritische Reflexion, im Prinzip gar nicht mehr braucht. Die Kirche muss lediglich ablesen, was die Natur uns sagt, und das in handlungspraktische Formeln zu gießen. Das ist jetzt ein bisschen karikiert, aber im Prinzip der Idealtypus einer naturrechtlichen Form ethischen Redens.

Da ist es schwierig, Scheitern zu integrieren. Und nicht nur das Scheitern. Auch Wandlungen, Entwicklungen oder neue Erkenntnisse, durch die ich gezwungen bin, ethisch-normative Rede zu verändern ... all dies zu integrieren – das ist so ein bisschen die Sollbruchstelle in der kirchlichen Rede zu ethischen Themen. Das ist bis heute, ich sage das ganz offen, eine Baustelle. Es gibt eine Kluft zwischen der wissenschaftlichen und theologischen Ethik und der kirchlichen Rede. Das geht zum Teil Meilen auseinander. Und das Drama ist, dass es so wenig Kommunikation gibt zwischen diesen beiden notwendigen Polen für die Glaubenspraxis.

Ich würde nie sagen, die Theologie könne sich von der Kirche verabschieden. Nein, die Theologie ist eine eminent kirchliche Funktion. Die Theologie ist Reflexion des Glaubens: Wie lebe ich den Glauben in dieser Welt von heute. Deshalb braucht die Kirche Theologie, und die historische Vernunft in der Theologie, und die biblische, und natürlich die systematisch-dogmatische. Das beklagen viele ja schon seit langem: dass sich lehramtliche Rede so abgeschottet hat in ein ganz bestimmtes Modell von Erkennen, von Erkenntnis, von Verstehen – wir haben das hier jetzt schon mehrfach rekonstruiert – und nicht mehr zur Kenntnis nimmt, was Theologen sagen, die doch alle echtes Interesse an einer gelingenden Glaubenspraxis haben.

Johanna Rahner: Aber wir haben natürlich auch ein geltendes System von Kirchenleitung und Lehramt, das einen solchen Erkenntnisvorgang abstreiten kann. In diesem System ist die Funktion von Theologie nur, Legitimationsgründe für die bereits bestehende Positionierung des Lehramtes zu liefern. Dazu gehört auch die berühmte Rede von der knienden Theologie. Die Frage ist nur, vor wem sie knien soll. Vor Gott? Klar! Vor dem bischöflichen und päpstlichen Lehramt? Da würde ich schon einmal einen Unterschied machen. Denn in einer wissenschaftlichen Theologie müssen die Vernunftgründe und Begründungen benannt werden. Karl Rahner hat in einem Aufsatz kurz nach dem Konzil skizziert, wie heute überhaupt noch Lehre funktioniert. Er sagt, eine verbindliche Lehre funktioniert heute eigentlich nur, wenn das Lehramt in der Lage ist, Vernunftgründe für die eigene Positionierung zu liefern. Und wenn das unterbleibt, wird das Lehramt der Theologen nicht mehr ernst genommen. Das ist ja auch so eine Neuerung des 19. Jahrhunderts, dass die Theologie kein eigenständiges Lehramt mehr hat, sondern nur noch dem Lehramt der kirchlichen Hierarchie zu Diensten ist. Aber das weiß der Historiker besser als ich.

Hubert Wolf: Ich will dazu zwei historische Punkte anführen. Der heilige Thomas sagt, es gibt zwei Lehramter, das Lehramt der Hirten und das Lehramt der Theologen, der Magister. Das Lehramt der Hirten besteht nur darin, den Glauben zu bezeugen in der Sprache der Verkündigung und des Bekenntnisses. Und das Lehramt der Theologen, sagt Thomas, besteht darin, den Glauben weiter zu entwickeln, produktive Fragen aufzunehmen. Das sind die beiden Lehramter nach Thomas. Alles, was Thomas lehrt, ist Lehre der Kirche, wie uns die Päpste mehrfach gesagt haben. Und wie ist das heute? Heute gibt es das Lehramt der Theologen gar nicht mehr, sondern das Lehramt der Bischöfe hat sich das Lehramt der Theologen angeeignet. Deshalb passiert das, was jetzt passiert ist. Wir sollten wieder zu dem Modell von Thomas von Aquin zurückkehren!

Der andere Punkt ist das Konzil von Trient. Wir haben von Trient immer so ein enges Bild, also rein „gegenreformatorisch“, ungeheuer eng. Bei der Frage, wie gehen wir mit gescheiterten Ehen um, hat man in Trient lange über die Praxis in der Ostkirche diskutiert, weil zum Beispiel zur Republik Venedig auch Korfu gehörte! In Korfu hatten die Menschen zwar katholische Bischöfe, waren aber orthodox geprägt. Dazu gehört auch die orthodoxe Tradition der Barmherzigkeit, dass, wenn eine Ehe scheitert, es eine zweite Möglichkeit zur sakramentalen Ehe gibt. Trient sagt nun: Das müssen wir dort möglich machen. Und wie machen wir das? Indem wir das Ehedekret ganz einfach in der Republik Venedig nicht verkünden. Wo es nicht verkündet ist, da gilt es nicht! Das ist Trient, und das ist eben wieder katholisch!

Kontinuität mit Brüchen

Achim Budde: Wir bekommen gerade eine Einsendung per SMS. Dort heißt es: „Die Referate waren sehr einleuchtend für mich. Welche ernsthaften Argumente haben denn die Konservativen?“

Johanna Rahner: Die haben natürlich auch Argumente. Ich habe ja versucht, diese Gegenformatierung deutlich zu machen. Wir haben einen Gegenentwurf, der im 19. Jahrhundert ganz stark gemacht worden ist, der von

einem alles entscheidenden Lehramt ausgeht, dem dann die Theologie nur noch zuarbeitet. Das kann man so denken, und das hat lange funktioniert. Das Problem daran ist nur, dass die Welt sich verändert hat. Und jetzt können Sie sich zurückprojizieren in eine katholische Sonderwelt. Das geht. Das ist dann der Marsch ins Ghetto, zur Sekte. Das ist aber sozusagen die nicht mehr „katholische“ Kirche – und nicht mehr modernefähig.

Man kann den Gegenentwurf zur Moderne tatsächlich durchziehen bis zum Schluss. Das wird funktionieren. Das ist in sich auch stabil und schlüssig. Aber es wird gewissermaßen das Katholisch-Sein aufgeben, weil katholisch zu sein immer den Anspruch auf das Ganze ausdrückt. Wenn man sich mit einem winzigen Ausschnitt zufrieden gibt, dann ist man – jedenfalls im eigentlichen Sinn des Wortes – nicht mehr katholisch ... Das liegt schlicht und ergreifend daran, dass sich die Welt verändert hat.

Hubert Wolf: Ich verstehe sehr gut, dass konservative Gruppierungen aus der Befürchtung heraus, ihre Identität zu verlieren, Angst haben vor allem, was irgendwie Veränderung bringt. Nur: Die schwerwiegendste Veränderung hat im 19. Jahrhundert stattgefunden: Da versuchte man, den Prozess der ständigen Aktualisierung der Urbotschaft, durch die Tradition stillzustellen, indem Papst Pius IX. nämlich sagt, „la tradizione sono io“: Ich bin die Tradition. Die lebendige Überlieferung aber ist ein reißender Strom, der sich nicht einbetonieren lässt, er wird die Mauern wegreißen. Das hat er immer getan in der Geschichte der Kirche.

Achim Budde: Ganz frech gefragt, Herr Professor Wolf: Machen Sie nicht im Grunde genau das Gleiche? Auch Sie konstruieren ja Vorbilder aus der Vergangenheit, die Sie uns dann als Modelle für die Zukunft vor Augen stellen. Welche Kriterien haben Sie denn dafür, dass so etwas, wenn es die anderen machen, ein reaktionärer „Roll-Back“ in die Vergangenheit ist – aber eine kluge Rückbesinnung mit innovativer Kraft, wenn Sie es machen?

Hubert Wolf: Ich glaube, der entscheidende Punkt ist, dass der Kirchenhistoriker sich da nicht überheben darf und eben keine dogmatischen Kriterien aufstellt. Sondern es geht um etwas ganz anderes: Wer über Reform redet, muss erst einmal die Tradition kennen. Mir geht es darum, die ganze christliche Tradition aufzudecken, und dann mit den Kolleginnen und Kollegen, auch mit dem Lehramt, in eine Diskussion einzutreten und zu sagen: So, jetzt reden wir mal über die Rolle von Frauen. Welche Modelle haben wir denn in der Geschichte? Dann kann es sein, dass uns die Modelle aus der Geschichte vielleicht gar nicht ausreichen, aber wir müssen sie wenigstens einmal kennen.

Wer hätte geglaubt, dass Frauen über tausend Jahre hinweg in rechtlicher Weise bischöfliche Funktionen ausgeübt haben und eine Mitra aufhatten? Es war aber so. Und wenn man das zur Kenntnis nimmt, dann heißt das nicht zwingend, dass dieses Modell auch heute funktioniert; aber erst einmal ist es die Aufgabe der Kirchengeschichte, die Modelle auf den Tisch zu legen. Ich habe noch gar nicht vor, zu beurteilen, ob dieses Modell gut ist oder schlecht; das würden wir dann miteinander machen. Aber *kennen* müssen wir die Tradition! Viele tun so, als wären sie Traditionalisten, aber kennen die eigene Tradition nicht.

Die Frauen & die Ämter

Achim Budde: Aber heißt das, Sie würden die Tauglichkeit eines Modells für die Gegenwart gar nicht davon abhängig machen, ob es in der Geschichte schon einmal vorgekommen ist? Sonst müsste man ja sagen: Beim Zölibat ist alles klar; da gab es eine Zeit, als es ihn nicht gab ... Aber Frauen im Amt, das gab es nie – da hat man schlechte Karten!

Hubert Wolf: Nein, so würde ich nicht argumentieren. Aber es ist natürlich klar: In dem Moment, wo wir ein solches Modell über tausend Jahre erprobt haben, ist die Argumentation gegenüber denen, die gar nichts verändern wollen, viel leichter, weil Sie sagen können: Liebe Freunde, wir haben das tausend Jahre gehabt, es hat tausend Jahre funktioniert. In den anderen Fällen müssen wir das zweite Modell aufmachen: Die Kirche hat sich in ihrer Geschichte immer wieder in Situationen inkarniert. Wir haben immer wieder neue Ämter und neue Lehren entwickelt, indem wir uns auf neue Situationen eingelassen haben. Das hat die Lehre der Kirche verändert.

Achim Budde: Ich würde das Thema gerne noch einmal an dich weiterreichen, Daniel: Du verlangst ja, dass die gesellschaftlichen Maßstäbe in Sachen Geschlechtergerechtigkeit auch bei uns in der Kirche 1:1 Anwendung finden, obwohl es dafür in der Geschichte kein Vorbild gibt. Kannst du die Ängste verstehen, wenn jemand sagt: „Wir huldigen dem Zeitgeist. Wenn wir uns hier öffnen, dann fallen alle Bastionen, dann werden wir ununterscheidbar.“ Und gibt es denn für dich nicht auch Bereiche, in denen die Kirche widerständig gegenüber den allgemeinen gesellschaftlichen Trends bleiben muss? Und wenn ja, wie begründest du das dann?

Daniel Bogner: Ja, natürlich kann ich die Befürchtungen verstehen. Und ich würde auch niemals pauschal sagen, die Kirche solle sich mit allen gesellschaftlichen Trends gemein machen. Ich stelle nur die Frage, ob sich nicht historisch mit der Etablierung des freiheitlichen Rechtsstaates eine Formation durchgesetzt hat, die auf Werten basiert, für die gerade die Kirche immer eingetreten ist, und die die Kirche gerade mit den Beschlüssen des Zweiten Vatikanischen Konzils als ihre eigenen sozusagen wiedererkannt hat, nachdem sie sie lange verleugnet hatte. Und ich schlussfolgere daraus, dass die Kirche den zweiten Schritt, der eigentlich diesem Schritt folgen müsste, bisher nicht getan hat, nämlich auch für ihre eigene Organisation zu fragen, ob das nicht gerade dort auch Konsequenzen haben müsste. So möchte ich das verstanden wissen.

Aber natürlich kann ich verstehen, dass viele sich fragen, was da wohl für grundstürzende Veränderungen in der spirituellen Praxis auf uns zukommen würden, wenn wir beispielsweise Frauen zu Priesterinnen weihen würden. Aber meine übergeordnete Überlegung ist noch mal eine andere, und die hilft meines Erachtens an dieser Stelle: Wir importieren ja dann nicht etwa das Pastorenamt aus den reformierten Kirchen in die katholische Kirche. Sondern es wird etwas ganz Neues entstehen, wenn sich die katholische Kirche – mit ihren Traditionen, ihrem Traditionsvokabular, ihrem spirituellen Pfad, auf dem sie ist und aus dem sie nicht einfach herauspringen kann – wirklich dafür entscheidet, den Weihezugang zu weiten. Dann wird ein geweihtes Amt für Frauen in die katholische Kirche eingepasst und katholisch kulturalisiert werden.

Ihre Stimmen zur Frauenfrage

Online-Umfrage: **„In sträflicher Verkürzung: Gerechtigkeit ist nicht Gleichheit.“**

Online-Umfrage: **„Der Begriff Geschlechtergerechtigkeit kommt aus einer kirchenfeindlichen Ecke, die nicht verstanden hat, was nötig wäre. Verbunden mit der Genderideologie ist dies geeignet, die Kirchaustritte zu erhöhen.“**

Online-Umfrage: **„Eine Kirche ohne Priesterinnen ist defizitär!“**

Online-Umfrage: **„Gleichwertigkeit, aber nicht Gleichartigkeit: Keine Symbolaktionen wie z. B. Quoten, sondern Achtung des Leistungsprinzips bei totaler Ignoranz des Geschlechts, dann ist alles gut.“**

Online-Umfrage: **„Es braucht auch eine stärkere Hinwendung zu den weithin vernachlässigten Männern als normaler Teil der kirchlichen Gemeinschaft: im Gottesdienst, in der Caritas, als Religionslehrkräfte.“**

Online-Umfrage: **„Die Frauen standen unter dem Kreuz und waren die ersten, die den Auferstandenen gesehen haben. In der Apostelgeschichte ist die Rede von einer Apostolin. Wie kann da ein Papst das Thema Frauenpriestertum ad acta legen?“**

Von den Tischen: **„Wenn Frauen und Verheiratete weiterhin von den Weiheämtern ausgeschlossen bleiben, werden sich wohl bald noch mehr Menschen von der Kirche entfernen.“**

Von den Tischen: **„Es wäre wünschenswert, dass das Weiheamt für Frauen nicht gnadenhalber von der Kirchenleitung zugestanden wird, sondern sich als natürliche Selbstverständlichkeit harmonisch in den Gemeinden etabliert.“**

Ihre Stimmen zur Kirchenverfassung

Per SMS: „Wenn wir den Glauben partizipativ-demokratisch betreiben, kann sich eine Beliebigkeit des Botschaftsverständnisses einschleichen.“

Online-Umfrage: „Eine Demokratisierung der Kirche ist aufgelegter Unsinn, denn demokratisch nannte sich auch die DDR und nennen sich noch heute so manche totalitären Regime. Wir sind vielmehr verpflichtet, nach der göttlichen Wahrheit zu suchen. Das geht nicht ohne Diskurs, der brüderlich sein soll.“

Online-Umfrage: „Glaubenslehre durch Theologen formuliert, Kirchenleitung demokratisch bestimmt.“

Online-Umfrage: „Das Priestertum aller Gläubigen ist die theologische Legitimation der Demokratie als Strukturprinzip der Kirchenverfassung.“

Online-Umfrage: „Die Kirchenverfassung sollte der weltlichen zumindest in einigen Punkten (Gerichtbarkeit) angepasst werden.“

Online-Umfrage: „Die Kirchenverfassung muss immer wieder auf ihre Christusbezogenheit hin reformiert werden. Nicht aber auf Teufel komm raus umgestaltet werden. Fragt zuerst nach dem Reich Gottes!“

Online-Umfrage: „Eine ernsthafte Besinnung auf das II. Vatikanum weist auch hier den Weg in die Zukunft.“

Online-Umfrage: „Macht ist die Entscheidung, wer wird Pfarrer und wer wird Bischof. Aus einem qualifizierten Vorschlag sollte die Gemeinde eine Wahlmöglichkeit haben.“

Online-Umfrage: „Nur Macht auf Zeit!“

Online-Umfrage: „Wahrheit ist immer nur im Diskurs zu finden, nie in der asymmetrischen An-Ordnung. Das Recht ist nur die äußere Form des Doppelgebots der Liebe. Auf Ausgrenzung, Bestrafung, Beurteilung ist zu verzichten.“

Die katholische Tradition hat bestimmte Formen, Artikulationsformen, die dieser Konfessionsfamilie eigen sind: was die spirituelle Praxis anbelangt, was Gebetsformen anbelangt, was tätige Glaubenspraxis, Wallfahrten etc. anbelangt, was Feierformen anbelangt, was Formen des Beratens und Beschlussfassens anbelangt. Das alles müssen wir nicht aufgeben. Wir würden uns nur entscheiden, diese Praxis, die unsere Herkunft ist, um eine wichtige Dimension zu erweitern, um dem Anliegen einer größeren Gerechtigkeit Geltung zu verschaffen.

Johanna Rahner: Und deswegen zählt auch das häufig vorgebrachte Argument nicht, die Kirchen würden schließlich auch nicht voller, wenn wir jetzt alles so machen wie die Evangelischen. Bei denen seien sie ja ebenfalls leer ... Dieses Argument zählt nicht, weil wir nicht wissen, was es mit der katholischen Kirche macht, so lange wir es nicht ausprobiert haben. Und noch etwas: Mit dem Konzil und mit *Gaudium et spes* ist das Argument, wir müssten uns in unserem Katholisch-Sein grundsätzlich von der Welt unterscheiden, weil nur wir die Wahrheit hätten, und die Welt die Unwahrheit – endgültig ungültig. Es gilt nicht mehr, sondern das Wirken des heiligen Geistes ist auch, vielleicht sogar überwiegend, außerhalb der katholischen Kirche zu finden. Deswegen gibt es ja die Zeichen der Zeit als Wirkungen dieses heiligen Geistes, die die Kirche lesen, erkennen und verstehen muss, um über sich selber besser Bescheid zu wissen. Das ist ja der Clou von *Gaudium et spes*.

Achim Budde: Aber viele sehen durch den Ruf nach Reformen das kirchliche Amt auch substanziell gefährdet. Wie würdest du denn den Kern des Amtes, der alle Veränderungen überdauern würde, positiv formulieren?

Johanna Rahner: Mein lieber ehemaliger Kollege Ottmar Fuchs hat zwei Dynamiken des Amtes beschrieben. Da ist einmal das Diakonische, also das den Menschen Zugewandte, und zum anderen geht es darum, die Entzogenheit der Gnade, also die göttliche Zuwendung *in persona* darzustellen. Das sind zwei Elemente eines typisch katholischen Amtsverständnisses, die völlig unabhängig vom Geschlecht des Amtsträgers sind. Also, *in persona Christi* das Heilsereignis vergegenwärtigen – das hat kein Geschlecht, weil Inkarnation kein Geschlecht hat. Schon die Kirchenväter sprachen ja von der Menschwerdung, und nicht von der Mannwerdung Gottes. Das andere ist tatsächlich dieses diakonische Argument, und da darf ich jetzt einmal augenzwinkernd so ein bisschen naturrechtlich argumentieren: Das hat man ja immer eher uns Frauen zugeschrieben ...

Alte Fragen & neue Hoffnung

Achim Budde: Daniel, aus unserer Befragung kommt noch ein Einwand, der dich angeht. Da schreibt jemand: „Mit politischen Kategorien allein lässt sich die Ämterstruktur der Kirche nicht angemessen verstehen.“ Was antwortest du darauf?

Daniel Bogner: Aus meiner Sicht gibt es gute *theologische* Argumente, um Formen, die wir auch im säkularen Bereich kennen, für die Kirche zu übernehmen. So ist es etwa ein bestimmtes Verständnis von Repräsentation, das der Kirche ein bisschen mehr Demut auferlegt über ihre Möglichkeiten, etwas

Abwesendes gegenwärtig zu setzen. Das ist ein sehr theologisches Argument, das man dann als Leitsatz in ganz viele Felder auffächern kann.

Mir geht aber die ganze Zeit noch etwas anderes durch den Kopf – und je länger wir diskutieren, desto mehr: nämlich die Wahrnehmung, dass diese ganzen Fragen ja nicht neu sind. Darüber wird seit 40, 50 Jahren diskutiert, auch hier an diesem Ort. Die Akademien sind entstanden aus dem Geist, dass es kritischen Diskurs in der Kirche braucht. Und viele von Ihnen hier im Saal haben wahrscheinlich schon in den 1970er Jahren über diese Themen lebhaft diskutiert.

Und jetzt haben wir uns heute Abend vor allem darüber ausgetauscht, dass es gerade im Blick auf das historische Werden der Kirche durchaus legitim ist, Veränderung zuzulassen, und dass es in der Kirche immer einen Plural an Auslegungsformen gab. Und dass wir momentan daran leiden, dass wir wahrscheinlich im 19. Jahrhundert zu einer dramatischen Engführung im Kirchenverständnis gekommen sind, die uns offenbar in eine Sackgasse geführt hat was unsere Möglichkeiten betrifft, Kirche weiter zu entwickeln und jeweils neu entsprechend den Herausforderungen der Zeit zu leben.

Neben den inhaltlichen Fragen ist für mich deshalb die wichtigste Frage: Was verleiht uns diesmal eigentlich die Hoffnung auf Erfolg? Das ist doch die entscheidende Frage. Durch die Missbrauchskrise aufgerüttelt, betonen auch die Bischöfe, dass wir an die systemischen Fragen heran müssen. Und diese systemischen Fragen zwingen uns Theologen und Theologinnen jetzt dazu, nochmal grundsätzlich zu werden. Und da kommt dieses ganze Panorama der Debatten, die schon seit 40 Jahren geführt werden, wieder hoch. Die Reformdebatte ist zurück. Für mich stellt sich jetzt die Frage: Was können wir tun, damit die Debatten diesmal nicht nur in „gut, dass wir darüber geredet haben“ enden, sondern dass sich auch wirklich – zumindest in kleinen Schritten – etwas verändert? Vielleicht ist es gerade die letzte Chance für ganz lange Zeit.

Achim Budde: Johanna, wenn ich dich richtig verstanden habe, sagst du, dass die Kirche früher quasi innerhalb ihrer selbst pluralistisch aufgestellt war und dann erst im Zuge der Reformation und der Konfessionalisierung diese Einheitsidentität in Abgrenzung zu anderen entwickelt hat – mit Jurisdiktionsprimat und Unfehlbarkeitsdogma im 19. Jahrhundert als Höhepunkte der Entwicklung. Jetzt haben wir seit über einem halben Jahrhundert die Communio-Ekklesiologie daneben gestellt, aber es tut sich nichts Substanzielles. Du bezeichnest das selber als das ungelöste Kernproblem. Wenn Daniel Bogner jetzt meint, es müsse diesmal wirklich etwas geschehen – wo siehst denn du tatsächlich die nächsten Schritte? Was könnte denn passieren, wenn man mal ein paar Jahre nach vorne träumt?

Johanna Rahner: Dazu vielleicht nur einen Eindruck, den ich im Augenblick habe: Wenn es selbst die Münsteraner Landfrauenbewegung jetzt zu „Maria 2.0“ drängt, dann scheint etwas passiert zu sein, und zwar in der Mitte unseres katholischen Urgesteins, das unsere Gemeinden im Augenblick noch trägt. Und spätestens jetzt müsste jedem klar sein: Wenn wir diese Frauen jetzt auch noch verlieren, können wir den Laden zumachen. Und das scheint mir tatsächlich und auch atmosphärisch einen Unterschied auszumachen.

Lange konnte so getan werden, als seien es nur die überkandidelten Theologinnen und Theologen, die im Elfen-

Online-Umfrage: „Macht und Dienst gehen Hand in Hand. Das gilt es wieder neu verstehen zu lernen.“

Per SMS: „Wenn die Kirche sich nicht reformiert, wird sie zum Sammelbecken für die Gegner des freiheitlichen Rechtsstaats.“

Von den Tischen: „Die Problematik von Gewaltenteilung, Kontrolle und Verbindlichkeit in der Kirche gipfelt letztlich in der Verfassungsfrage. Es muss darauf gedrängt werden, die Verfassung der Kirche zu ändern.“

Von den Tischen: „Die zentrale Frage ist, ob die gegenwärtige Reformdebatte wieder nur ein Strohfeuer darstellt, oder ob wir auf etwas anderes hoffen dürfen.“

Von den Tischen: „Es muss möglich sein, in unterschiedlichen Teilen der Weltkirche unterschiedliche Entwicklungen zuzulassen.“

Von den Tischen: „Die Inkulturation des Christentums in unsere heutige Gesellschaft ist längst überfällig. Möglicherweise kommt sie aber zu spät, um Menschen außerhalb der Kirche noch zu erreichen.“

Von den Tischen: „In den Leitungsfunktionen muss Gewaltenteilung eingeführt werden.“

Von den Tischen: „Auf dem synodalen Weg sollte es mehr Transparenz bei der Zusammensetzung der Kommissionen geben. Wünschenswert ist die demokratische Legitimation der Mitglieder, unter Einbeziehung der Bischöfe.“

Von den Tischen: „Reformen sind die letzte Chance für die katholische Kirche. Der synodale Weg darf nicht wie die Würzburger Synode oder verschiedene pastorale Foren in den Diözesen wieder im Sand verlaufen.“

Von den Tischen: „Das monarchische Prinzip der Kirchenleitung sollte von demokratischeren Strukturen abgelöst werden.“

Von den Tischen: „Es muss über den Zusammenhang von Strukturkrise und Glaubenskrise nachgedacht werden.“

Ihre Stimmen zum Zölibat

Per SMS: „Wie kann ein Charisma per Gesetz erzwungen werden?“

Online-Umfrage: „Mehr Achtung vor der Lebensweise Jesu wäre angebracht, mehr Ermutigung durch die Gemeinden ebenso, Freiheit in der Entscheidung dazu aber auch.“

Online-Umfrage: „Priesterehen sollten ein sehr geringes Risiko des Scheiterns haben. Deshalb: Der Pfarrgemeinderat muss zustimmen, dass ein verheirateter Priester kommt und angenommen wird. Vor der Heirat und wohl auch für gewisse Zeit danach sollte das Ehepaar psychologisch geprüft und betreut werden.“

Online-Umfrage: „Zwangszölibat abschaffen – freiwilliges Zölibat schützen!“

Online-Umfrage: „Freiwillig gewählte Ehelosigkeit hat einen hohen Wert und kann ein Zeichen totaler Hingabe sein – ebenso wie die Bereitschaft, ein Leben im Dienst Christi mit der Verantwortung für eine Familie verbinden zu wollen.“

Online-Umfrage: „Der Zölibat sollte nicht verpflichtend sein für einen Priester. In der Orthodoxie sieht es ja auch anders aus, ganz zu schweigen von anderen Kirchen. Zölibat ist ein Ausschlusskriterium für viele potentielle und gute Priesterkandidaten.“

Online-Umfrage: „Das Zölibat wurde eingeführt, weil große Missstände zu beklagen waren. Zur Verringerung dieser Fehlentwicklungen hatte der Zölibat beigetragen und war also eine probate Regelung. Wenn diese Missstände verhindert werden können, wäre die Regelung des Zölibats überflüssig.“

Online-Umfrage: „Der Zölibat muss nicht abgeschafft oder abgeschwächt, sondern wieder verstanden und gelebt werden.“

Von den Tischen: „Die praktischen Fragen bei der Abschaffung des Zölibats sollten nicht unterschätzt werden, z. B. die Akzeptanz bei den Gemeinden.“

Von den Tischen: „Die deutschen Bischöfe sollten sich in Rom für die Aufhebung des Pflichtzölibats und für die Zulassung der Frau zum Weiheamt stark machen.“

beinturm der Universitäten schräge Ideen entwickeln, die aber gar nicht katholisch sind. Und jetzt auf einmal haben wir diese Ideen in der Mitte, im Kern unserer Gemeinden. Das ist anders geworden, und macht es noch wichtiger, jetzt das Ruder herumzureißen – und begründet indirekt bei mir die Hoffnung, dass die aktuelle Debatte nicht folgenlos bleibt.

Hubert Wolf: Aber schätzen Sie bitte die Münsteraner Landfrauen nicht gering ein! Das will ich als Schwabe, der seit 20 Jahren im Exil ist, einfach einmal sagen ...

Johanna Rahner: Nein, im Gegenteil! Das ist das Urgestein des Katholizismus.

Hubert Wolf: Also, ich habe große Skepsis, ob nicht wieder dasselbe passiert, was von 1968 bis 1975 passiert ist: Wir haben den Katholikentag in Essen. Es knallt! All die Themen, über die wir heute reden, sind damals schon da. Aber die Synode konnte nichts beschlie-

ßen, weil nach der Synode jeder Bischof die Beschlüsse in Kraft setzen musste. Also haben wir sieben Jahre darüber diskutiert. Da durfte man über den Zölibat zum Beispiel nicht reden, weil die Bischöfe es verboten haben. Wenn es jetzt wieder sieben Jahre dauert bei diesem synodalen Weg, und wieder nichts herauskommt – da bin ich ganz bei Ihnen –, dann ist es wirklich vorbei.

Es ist vorbei, weil es unsere Kerngemeinden erreicht hat. Die Männer und Frauen, die seit 30 Jahren diese Gemeinden tragen, haben einfach keine Lust mehr. Jetzt haben wir einen Dialogprozess gehabt, drei Jahre Dialogprozess! Viele sagen heute: Das war eine Witzveranstaltung. Und dann kann es passieren, dass jemand als Vorsitzender des Kirchengemeinderats nicht nur zurücktritt, sondern gleich ganz aus der Kirche austritt – weil er keine Hoffnung mehr hat, dass sich doch noch etwas ändert. Und das ist so unendlich bitter, wenn man die frühere Vitalität dieser Gemeinden kennt. □



Prof. Dr. Johanna Rahner fand in P. Dr. Andreas Batlogg SJ einen kundigen Gesprächspartner.

Presse

Münchner Kirchenzeitung

4. August 2019 – Ein Hauch von Revolution weht an diesem Abend durch den großen Saal des Münchner Kardinal-Wendel-Hauses. Der neue Direktor Achim Budde hat „methodisches Neuland“ angekündigt. Das drückt sich schon in der aufgelockerten Sitzordnung aus. (...) Für „Die Rückkehr der Reformdebatte“ hatte die Akademie vorab eine Umfrage gestartet. Die Ergebnisse werden an Stellwänden nach Themen gegliedert präsentiert: Zölibat, Machtstrukturen, Geschlechtergerechtigkeit, Amtsverständnis. (...) Kirchenhistoriker Wolf würdigt Buddes Mut zur Neuformatierung und erhält dafür starken Applaus. Er habe auch manch kontroverses Tischgespräch sehr genossen. (...) Zur Erfolgsaussicht von Reformen überwiegen skeptische Stimmen. Dafür habe es schon zu viele folgenlose Gesprächsformate in der deutschen Kirche gegeben. *Christoph Renzikowski*

KNA

24. Juli 2019 – Die Tübinger Theologin Johanna Rahner hat sich gegen die Warnung vor einer drohenden Spaltung der katholischen Kirche gewandt. „Wir stehen nicht vor einer Spaltung, wir haben sie bereits – nur traut sich keiner offen darüber zu reden“, sagte die Dogmatikprofessorin am Dienstagabend in München. (...) Der im 19. Jahrhundert wurzelnde prinzipielle Gegensatz von

Katholizismus und Moderne müsse „einkassiert“ werden, so die Theologin. Die Kirche müsse dazu von ihrer Ideologie Abschied nehmen, eine übergeschichtliche Größe zu sein. (...) Der Münsteraner Kirchenhistoriker Hubert Wolf (...) warnte vor der Wiederholung eines folgenlosen Gesprächs. Die anstehenden Themen seien schon 1968 auf dem Katholikentag in Essen diskutiert worden. Die Zeit für Reformen laufe ab. Der im schweizerischen Fribourg lehrende Moralthologe Daniel Bogner sagte, die katholische Kirche brauche eine neue Verfassung. Sie müsse die Errungenschaften des freiheitlich-demokratischen Rechtsstaates adaptieren, insbesondere Gewaltenteilung, Grundrechte für alle Mitglieder und Kontrollinstanzen.

Münchner Kirchenzeitung, Leserbrief

15. September 2019 – Als Teilnehmerin an der Veranstaltung möchte ich dem neuen Akademiendirektor Achim Budde und seinem Arbeiterteam meine Anerkennung aussprechen. Sowohl mit den Kirchenreform-Themen – betreffend Zölibat, Frauenordination, kirchliche Machtstrukturen... – der Auswahl der Referenten wie auch der Anwendung moderner Kommunikationsformen haben Sie Zeichen für einen Neuaufbruch gesetzt. Weiter so!

Maria-Anna Berg

Von den Tischen: „Wir fordern die Rehabilitation der aufgrund von Heirat amtsenthobenen Priester und ihre Wiederaufnahme in das priesterliche Amt analog zu konvertierten Pfarrern aus anderen Kirchen und Konfessionen.“

Ihre Stimmen zur Sexualmoral

Online-Umfrage: „Bis dass der Tod Euch scheidet dauerte im 19. Jahrhundert durchschnittlich nur sieben Jahre. Die Orthodoxie hat hier ein flexibleres Vorgehen.“

Online-Umfrage: „Es gibt für den Glauben und die Kirche nichts Unwichtigeres als die Sexualität!“

Online-Umfrage: „Sexualität ist ein Ort menschlicher Freiheit und wird allein vom Gewissen bestimmt, das sich am Doppelgebot der Liebe ausrichtet. Es ist auf alle Restriktionen und Ver-Urteilungen zu verzichten, die die selbstbestimmte Sexualität in irgendeiner Weise (dis-)qualifizieren. Menschen bestimmen als geistbegabte Geschöpfe und Ebenbilder Gottes selbst, in welcher kreativer Weise sie die Sprache der Liebe sprechen.“

Online-Umfrage: „Warum nur ist die Sexualität des Menschen derart kriminalisiert? Sie ist, wenn es denn diesen Schöpfergott gibt, von ihm so gewollt.“

Online-Umfrage: „Die Sexualmoral der Katholischen Kirche ist nicht zu reformieren, sondern wieder hinreichend zu verstehen.“

Von den Tischen: „In einem ganzheitlichen Denken könnten Caritas, Agape und Eros stärker zusammen gesehen werden.“

